

Rezensionen

Ewa Baglajewska-Miglus, Rainer Berg: Polnisch. Wörterbuch für Bibliotheken. Deutsch-Polnisch, Polnisch-Deutsch. Wiesbaden: Harrassowitz, 2006. XXVIII, 289 S. (Bibliotheksarbeit; 13) – ISSN 0945-4632; ISBN 3-447-05323-2

Gern und erfreut zeigt der Rezensent erneut slavische, bibliothekarische, lexikalische Bemühung an¹. Das sympathische Vorwort von Antonius Jammers (S. VII f. deutsch, S. IX f. polnisch) ist freilich im Kontext heutiger kulturpolitischer Sparsamkeit gefährlich, weil es zwar sehr zu Recht von Bibliothekaren ohne ausreichende Sprachkenntnisse spricht, kulturbeflissenen Sparern einer Kultur, die nichts oder wenig kosten darf, freilich suggerieren könnte, mit Hilfe von Fachwörterbüchern könnte man den Slavisten im wissenschaftlichen Bibliothekswesen einsparen, ja vielleicht sogar eine soziale Kulturpolitik treiben, indem man einem älteren Langzeitarbeitslosen den Gebrauch eines Wörterbuchs erklärt und damit Billigjobs anstelle von Fachbibliothekaren schafft. Wörterbücher sind zur Verbesserung von Bibliotheken, Wissenschaft und Kultur da, wenngleich der Rezensent sich keine Illusion über den Stellenwert von „slavic librarianship“ im gegenwärtigen Deutschland macht²: Man braucht solche Tendenzen nicht nur zeitkritisch zu sehen. Schon vor Jahren hörte der Rezensent von einem Professor der Rechtswissenschaft allen Ernstes den Vorschlag, alle slavischen Lektorate an den deutschen Universitäten einzusparen, da man die Studenten ja zu den ergiebigen, guten Ferienkursen in slavischen Ländern schicken könnte. Sie sind gut und ergiebig, wie der Rezensent gern bekennt, sie sind aber wie Wörterbücher nicht zur Einsparung, sondern zur Verbesserung in mehr als einer Hinsicht da. Ohne Scheu spricht der Rezensent von der Verbesserung der deutschen „slavic librarianship“ durch dieses Lexikon, deren Autoren zweisprachig sieben Danksagungen (deutsch in Singular, polnisch im Plural, S. XI) aussprechen, auf die, wiederum zweisprachig überlegte, nützliche „Hinweise für die Wörterbuchbenutzung“ (S. XIII ff., XVII ff.) folgen. Vor dem eigentlichen Wörterbuch geben die Autoren umfassend in einem Literaturverzeichnis Rechenschaft über ihre Quellen (S. XXI ff.), wobei neben Wörterverzeichnissen auch begrüßenswert allgemeine Nachschlagewerke zum Bibliothekswesen auftauchen, die sprachlich auch nicht auf deutsch und polnisch beschränkt sind. Dieser sachlichen Breite wegen schlägt der Rezensent einige Erweiterungen vor. Der zu Recht und verdient erwähnte Michael Berndt (†) hat sich auch in gleicher Weise dem Russischem zugewandt³. Ein erwähntes bibliothekarisches Lexikon lässt auch an das LGB denken⁴. Da auch die Bibliotheksgeschichte nicht vergessen ist, sei Weiteres genannt⁵. Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, auf eine „Bibliographische Einführung“ hinzuweisen⁶. Mit Bedacht mag Hiller am Ende der Vorschläge stehen⁷, weil der Rezensent auch ihn für Stichproben herangezogen hat, um seiner Hauptaufgabe nachzukommen, nämlich festzustellen, ob das Wörterbuch etwas taugt. Um es vorweg zu nehmen, es taugt. Sehr so-

gar. Man kann es den Bibliothekaren beider Länder und allen mit polnischen Büchern Beschäftigten sehr empfehlend an die Hand geben. Da der Leser dieser Rezension vermutlich auch den Rezensenten kontrollieren will, um zu erfahren, welche Stichproben er gemacht hat oder ob er dabei gar nichts entdeckt hat, sei bezeichnenderweise „Bleisatz“ als fehlend erwähnt. Seiner Aufmerksamkeit ist auch ein Druckfehler Xenographie / Xerographie (S. 140, S. 198 richtig) nicht entgangen.

Den Autoren gebührt aufrichtiger Dank, weil sie einschlägige bibliothekarische und auch darüber hinausgehende literarisch-wissenschaftliche- und Informationsaufgaben solide fördern, nicht aber Fachpersonal einsparen. Schließlich verlangt die effektive Benutzung eines Wörterbuches auch Fachkenntnisse. Wünschen wir, weil der „Zeitgeist“ auch im Wörterbuch verzeichnet ist, dass deutsche Bibliotheken nicht mit den Bibliothekaren aussterben, sondern sich gut entwickeln, hier auf dem Feld der slavic librarianship.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Horst Röhling F.A.B.I.
Unterkrone 37
D-58455 Witten

- 1 ABDOS Mitteilungen 17 (1997) 2, S. 15 f.
- 2 Bibliothek leben. Wiesbaden 2005, S. 32 f.
- 3 Kak pol' sovat'sja bibliotekoj. Nümbrecht 1999.
- 4 Lexikon des gesamten Buchwesens. Stuttgart 2. Aufl. 1987 ff.
- 5 Buzas, Ladislaus: Deutsche Bibliotheksgeschichte. Bd. 1-3. Wiesbaden 1975-1978.
- 6 Bednarska-Ruszajowa, Krystyna: Das polnische Buchwesen. Frankfurt a. M. 1994.
- 7 Hiller, Helmut: Wörterbuch des Buches. Frankfurt a. M. 5. Aufl. 1991.

Anna Bartl u a.: Der „Liber illuministarum“ aus Kloster Tegernsee. Edition, Übersetzung und Kommentar der kunsttechnologischen Rezepte. Hrsg. vom Germanischen Nationalmuseum. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2005. 833 S. (Veröffentlichung des Instituts für Kunsttechnik und Konservierung im Germanischen Nationalmuseum; 6) – ISBN 3-515-08472-X

Für alle, die sich mit dem materiellen Bestand von Handschriften, Drucken, Zeichnungen, Gemälden, Skulpturen, aber auch von Kunst- und historischen Gebrauchsgegenständen beinahe jeder Gestaltungsart beschäftigen, gehören authentische Rezepturen zur Fertigung von Farben oder zu Behandlungsverfahren zu den unersetzlichen Quellschriften, da man sie mit den vorgefundenen Mal-schichten, Grundierungen, Verklebungen und sonstigen Verarbeitungsmaterialien in Bezug setzen kann. Wechselwirkungen mit anderen Materialien sowie bereits eingetretene Zerfallserscheinungen werden plausibler, und konservatorische Sicherungen und Prognosen lassen sich erfolgreicher formulieren, wenn die Substanzen und deren Gewinnungsart bekannt sind. Dieses Wissen erweist

sich ferner als unverzichtbar, wenn die Originalsubstanz aufgrund des Objektwertes nicht unmittelbar, d. h. mit Hilfe zerstörender Verfahren, analysiert werden kann oder darf. Aber auch für die theoretische Forschung stellen Rezepturen eine bedeutende Quelle dar, da sie Einblicke in die zeitgenössische, etwa mittelalterliche Kunstproduktion gewähren: Sie legen Zeugnis ab von der Rohstoffbeschaffung, von der Zubereitung und Verwendung der gewonnenen Substanzen. Diese Informationen aus der Hand der Zeitgenossen können gegebenenfalls zur Lokalisierung und Datierung von Kunstwerken beitragen. Neufunde von Rezepturen oder die verbesserte Erschließung bereits bekannter Texte sind daher stets willkommen und vervollständigen unseren Wissensschatz, der von der Kunsttechnologie interpretiert werden kann.

Der „Liber illuministarum pro fundamentis auri et coloribus ac consimilibus collectus ex diversis“ war bereits der modernen Forschung des 19. Jahrhunderts zugänglich, nachdem er durch die Säkularisation seine alte Bibliotheksheimat des Benediktinerklosters Tegernsee verlassen musste. Die 231 Blätter zählende Papierhandschrift wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angelegt und bis 1512 weiter ergänzt; sie befindet sich heute unter der Signatur cgm 821 in der Bayerischen Staatsbibliothek. In einem von 1999 bis 2003 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützten Projekt widmete sich nunmehr eine Forschergruppe systematisch dieser Handschrift, konzentrierte sich jedoch auf die Rezepturen zur Kunsttechnik, also auf die Texte, welche im Wesentlichen für die Buch- und Tafelmalerei sowie für die Fassungen und Firnisse von Interesse sind. Andere Rezepturen für die Anwendungsgebiete der Gerberei und Metallurgie, des Gartenbaus, des Jagd- und Fischereiwesens, der Medizin bis hin zur Pyrotechnik und sogar abergläubischen Inhalts wurden von dem Team nur am Rande bearbeitet.

Die gewichtige Publikation behandelt ihren Gegenstand systematisch und präsentiert ihre Ergebnisse in neun Schritten. Die beiden ersten Kapitel liefern den Forschungsstand und präzisieren das Ziel der eigenen Publikation, ferner bieten sie eine Einführung in die Gattung der mittelalterlichen Rezeptliteratur (S. 11-25). Die beiden folgenden Kapitel äußern sich zur Handschrift selbst, zu ihrem Textaufbau, zu den Quellen und zur heutigen Gestalt (S. 27-52). Im eigentlichen Hauptteil der Publikation erfolgt die Edition der kunsttechnischen Rezepturen aus der Tegernseer Handschrift. An die Bekanntgabe der Editionsgrundsätze schließt sich sodann (S. 56-423) auf der jeweils linken Seite die Transkription mit Kommentar und Anmerkungen, auf der gegenüberliegenden Seite die Übertragung ins Hochdeutsche an. Die einzelnen Rezepturen werden durchgängig neu gezählt und in der Reihenfolge des Erscheinens, also textgetreu, aufgeführt. Editionstechnisch hat man einige Extravaganzen verwendet, welche sich jedoch leicht erklären (Pfeil als Einfügungszeichen, Marginalienkennzeichnung innerhalb des Textes, Hinweise auf Glossareinträge durch hochgestelltes G). Der Kommentar interpretiert nicht nur die Rezepturen inhaltlich und nimmt zu sprachlichen Besonderheiten Stellung, sondern fügt auch Querverweise innerhalb des Gesamttextes und zu Paralleltexten hinzu. Lücken in der Zählung deuten darauf hin, dass bestimmte Rezepturen aus praktischen Gründen ausgliedert wurden und nun in einem zweiten Teil der Handschriftenbeschreibung angegliedert werden (S. 425-504): Es handelt sich um die oben bereits erwähnten „Rezepte nichtkunst-

technologischen Inhalts“. Sie werden, wenn sie mehr als zwei Zeilen umfassen, nur mehr auf die Initien reduziert (der Text spricht von „Incipits“), die entsprechenden hochdeutschen Übersetzungen werden in Regestenform aufgeführt, jedoch nicht kommentiert.

Die Edition der Texte wird nun ergänzt um einen analytischen Teil, welcher zu den heutigen Auswertungsabsichten vermitteln möchte und insoweit über die in den Fußnoten der Edition stehenden Kommentare hinausgeht. Dieser Teil besteht hauptsächlich aus einer systematischen Zusammenfassung der Aussagen (S. 505-678), einem Schlussteil mit Glossar, Angaben zu Maßen und Gewichten und einer Bibliographie. Bietet die Edition notgedrungen die vereinzelt Texte, so werden im systematischen Hauptteil die Anwendungsgebiete abgehandelt, und zwar – was auch die Relevanz zum Archiv-, Bibliotheks-, Museums- wesen sowie zur Denkmalpflege und zur Kunsttechnologie überhaupt ausmacht – unter dem Spezialaspekt „der Buchmalerei, der Malerei und verwandten Themenbereiche“. Besprochen werden die Gebiete der Vergoldung, Versilberung und der Metallauflagen, sodann der Farbmittel, ferner der Bindemittel, Klebstoffe und Firnisse, die Gebiete der Maltechnik, der Schriftkunst („Textausstattung“), der Tinten und der Ornamentik sowie die Gebiete der Färbetechnik, der Bearbeitung von Leder, Pergament und Papier, der Wachsfärbung, der Metallbearbeitung und der Bearbeitung von Glas, Edelsteinen, Bein und Horn. Die Ausführungen zu den Einzelgebieten referieren die wesentliche Aussage der Rezeptur in moderner Sprache und prüfen sodann die Plausibilität der vorgeschlagenen Substanzen und Methoden aufgrund der heutigen naturwissenschaftlich-technischen Kenntnisse und Erfahrungen. Dieses Kapitel stellt also neben der Textedition den Kern und den Ertrag der Publikation dar; hier wird der geisteswissenschaftliche, insbesondere der kunsthistorische und kodikologische Sektor um wesentliche neue Belege bereichert, welche zu anderen Quellen und Forschungsberichten in Bezug gesetzt werden können. Ein für die Verallgemeinerung wesentliches Problem liegt indes in der Tatsache, dass die Aufführung der Rezepturen fast als willkürlich zu bezeichnen ist: Einerseits finden sich mehrere und einander wohl auch ergänzende oder gar widersprechende Rezepturen zur Bewältigung der gleichen Aufgabe, andererseits muss man Rezepturen vermissen, einmal wird diese, ein anderes Mal die andere Wirkweise einer Substanz betont. Nicht von allen heute problematischen Materialien (vgl. das Problem der Purpurfarbe) wird man sich also Aufschluss erhoffen dürfen. Bei unserem „Liber illuministarum“ handelt es sich also um eine Ansammlung von isolierten Texten, nicht um ein systematisches Lehrbuch. Umso mehr ist der genannte analytische Teil unverzichtbarer und erhellender Teil der Publikation, da hier ein kunsttechnologisches Kompendium angeboten wird, das über den edierten Text hinausgeht.

Die beiden nächsten hier bereitgestellten Instrumente beantworten wenigstens zum großen Teil zwei weitere Problemkreise. In einem Glossar (S. 679-738) werden die in den Rezepturtexten erwähnten oder doch gemeinten oder vorausgesetzten Substanzen alphabetisch von Alaun bis Zwischgold angeordnet und erläutert. An dieser Stelle tritt uns das sprachliche Problem solcher Quellen entgegen, welche die Grundstoffe in der historischen und teils umgangssprachlichen Bezeichnung aufführen. Das andere Problemfeld bezieht sich auf die in den Rezepturen

genannten Maße und Gewichte (vgl. S. 739-745), deren genaue Kenntnis für eine spezifische Wirkungsweise der Substanzen und Verfahren vorausgesetzt wird; nur bei einer richtigen Umrechnung lassen sich die Rezepturen experimentell verifizieren. Als weiteres Instrument dient der eingehende Literaturnachweis (S. 747-776). Zudem erschließen drei Indizes den Band: vor allem die Auflistung des lateinischen und deutschen Wortschatzes mit dem auch philologisch interessanten Wortgut (S. 778-817) sowie ein kurzer Sach- und ein kombinierter Orts- und Personennamensindex.

Die kommentierte Edition des „Liber illuministarum“ bereichert die Quellsituation um eine neue kunsttechnische Quelle ersten Ranges, ergreift aber auch die Möglichkeit einer Sichtung unseres Wissen über die im späten Mittelalter eingesetzten Substanzen und Verfahren in den genannten Handwerksbereichen. Durch den analytischen Teil der Publikation, aber auch durch das Glossar und die Auflistung des lateinischen und deutschen Wortschatzes ist zudem ein neues kunsttechnologisches Kompendium entstanden, welches über die Erschließung der Quelle hinaus als historisches Nachschlagewerk zu fungieren angetreten ist.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Hanns Peter Neuheuser M. A.
Landschaftsverband Rheinland
Abtei Brauweiler
D-50259 Pulheim

Tom Becker: Was für ein Service. Entwicklung und Sicherung der Auskunftsqualität von Bibliotheken. Wiesbaden: Dinges u. Frick, 2007. 216 S., zahlreiche Grafiken und Tabellen. € 29.50.

Ich sag es gleich vorab: Tom Becker und seine zehn AutorInnen haben in dem Werk „Was für ein Service! Entwicklung und Sicherung der Auskunftsqualität von Bibliotheken“ für die Entwicklung eines zeitgemäßen Auskunftsdienstes eine wegweisende Arbeitsgrundlage vorgelegt. Die Spannweite des breit angelegten Sammelbandes reicht von „Die Einführung von Auskunftsstandards als Chance-Management-Prozess“ (Cornelia Vonhof) über „Gelassen im Auskunftsdienst – Stressbewältigung und Motivation“ (Katharina Schaal) bis hin zu gut nachvollziehbaren Praxisberichten aus München, Reutlingen und Stuttgart.

Die Bestandsaufnahme der Autoren: Der Auskunftsdienst ist für den Kunden der erste und somit oft der entscheidende Kontakt zur Bibliothek. Der erste Eindruck erhält bekanntlich selten eine zweite Chance! Zum anderen wird der Auskunftsdienst vom Kunden als Beschwerdeinstanz genutzt. Es ist unabdingbar, die Auskunft mit dem besten Personal zu besetzen, das einer Bibliothek zur Verfügung steht. Die Bibliothek muss mehr bieten als das, was ohnehin jeder selbst im www finden und kostenlos abrufen kann. Vor allem bei Schülern sei zu beobachten, dass die Informationssuche per Google selbstverständlich ist, die Nutzung von Bibliotheken jedoch nicht. Die Öffentlichen Bibliotheken – als soziale und kulturelle Orte – haben bei wachsenden Online-Angeboten eine immer differenzier-

tere, zielgruppenorientierte Vermittlungsfunktion. Dabei hat das interaktive Auskunftsgespräch im Hinblick auf die stetig steigende Informationsflut eine öffentlichkeitswirksame und tragende Schlüsselfunktion. Das Auskunftsterview bildet den Kern dieser Dienstleistung, die den Bibliotheken einen festen Platz in der Informationsgesellschaft sichern kann.

Ziel ist es, durch Change Management – das ist ein ganzheitlicher Veränderungsansatz – aus der Bibliothek eine lernende Organisation zu machen. Dazu sind Standards hilfreich sowohl aus der Sicht des Kunden als auch aus der Sicht der Mitarbeiter. Aus Kundensicht bietet das Setzen von Standards die Gewähr, dass die Dienstleistung auf einem erwartbaren Niveau und ohne Qualitätsschwankungen von allen im Auskunftsdienst anzutreffenden MitarbeiterInnen erbracht wird. Aus Sicht der MitarbeiterInnen bietet die Einführung von Standards Orientierung und Klärung, welches Leistungs- und Qualitätsniveau von ihnen erwartet wird. Wenn es den Bibliotheken gelingt, ihre Auskunftsdienstleistungen durch professionelle Techniken wie das Auskunftsterview zu profilieren und in der Öffentlichkeit publik zu machen, wenn sie diese Dienstleistung in der Bibliothek selbst wie im Internet anbieten, werden sie neben den Suchmaschinen einen festen Platz in der Informationsgesellschaft behalten.

Auch die Einwände gegen Standards werden ausführlich referiert: die Befürchtung, zur Egalisierung verpflichtet zu werden, die jegliche Individualität verbietet, Kritik an dem Begriff „Standard“: der Begriff sei zu technisch, zu betriebswirtschaftlich, wirke zu normierend und trage einen stark kontrollierenden Charakter. Dem wird überzeugend argumentativ entgegengetreten: Standards sollen ein Niveau beschreiben, das angestrebt werden soll. In diesem Sinne sind die Standards verpflichtend. Die Qualitätsstandards sind so, wie sie jetzt formuliert sind, als sichtbarer Meilenstein in einem Prozess zu verstehen. In diesem Prozess ist es essentiell, professionelle Distanz und selektive Authentizität nicht nur im Kundenkontakt einsetzen zu können, sondern beide Instrumente sind auch im Umgang mit den Kollegen anzuwenden.

Den AutorInnen ist bewusst, dass den kommunikativen Fähigkeiten dabei eine überragende Rolle zukommt. Carmen Barz: „Der wichtigste Aspekt für die Zufriedenheit ist das Verhalten der Auskunftsperson und nicht etwa, wie vielleicht von manchen erwartet, das bibliothekarische Fachwissen oder die Ausstattung der Bibliothek.“ Entscheidend ist die Beziehungsebene zwischen Auskunftsperson und Kunden. Grundlage für das kommunikative Verhalten ist der von Ruth C. Cohn geprägte Begriff „Selektive Authentizität“. Das Ziel ist Stimmigkeit: Willst du ein guter Kommunikator sein, dann schau auch in dich selbst hinein und lege deine Kommunikation authentisch und identitätsgemäß an und stelle die Balance her zum Systemblick. Jeder Mitarbeiter ist sowohl ein Individuum als auch ein Teil der Bibliothek und dadurch dem Ganzen verpflichtet.

Dieser sehr kurze Zusammenschritt der Inhalte und Ziele wird durch viele Quellen und Grafiken ausführlich erläutert und begründet. Am Anfang hatte ich den Eindruck: zu ausführlich, weniger wäre mehr gewesen. Nein, es ist notwendig, das Problem in seiner ganzen Komplexität darzustellen, vor allem, um sich die Schwierigkeiten dieses Prozesses beim Praxistransfer zu verdeutlichen. Insgesamt ist es aus meiner Sicht eine vortreffliche Anleitung – auch für kleine und mittlere Bibliotheken – um

den eigenen, individuellen Weg zu Verbesserungen der Auskunftssituation herauszufinden.

Einwände regen sich bei mir bei dem ansonsten gewinnbringenden Beitrag von Herrmann Rösch „Das Auskunftsin-terview“ in Bezug auf Kommunikation. Rösch folgt nicht dem Grundsatz „Selektive Authentizität“ und spricht fortwährend von kommunikativen Techniken. Das Wort Technik verleitet dazu, den Aspekt der Einstellung und Haltung, die diesem Prozess innewohnt, zu übersehen. Solche Darstellungen sind oft von der Illusion getragen, kommunikative Verhaltensweisen könnten in kurzer Zeit als Technik eingeübt und von heute auf morgen umgesetzt werden. Gerade weil wir uns beim Praxistransfer keinen Illusionen hingeben dürfen, möchte ich auf diesen Beitrag ausführlich eingehen.

Kommunikative Kompetenz, die Fähigkeit sich in unterschiedlichen Sprechsituationen zurecht zu finden, sind keine Techniken. Sie werden nicht nur von der Verhaltensebene bestimmt, sondern auch von zwei anderen Veränderungsebenen, nämlich der Gefühlsebene und der Identitätsebene. Alle drei beeinflussen sich wechselseitig. Ich berate umso professioneller, je mehr ich es schaffe, mein Auskunftsgespräch ziel- und situationsgerecht auszurichten und sorgfältig darauf achte, dass mir meine psychische Dynamik dabei nicht in die Quere kommt. Jegliche Kommunikation, auch ein Auskunftsin-terview, ist immer ein Kreislauf, indem alle Beteiligten Sender und Empfänger zugleich sind. Es ist ein vielschichtiges Geschehen, in dem die Wahrnehmung der Beteiligten von allem bestimmt wird, was sie während des kommunikativen Prozesses bewegt. Nur wenn wir unsere eigene Vielstimmigkeit verstehen, nur dann können wir selektiv authentisch kommunizieren. Der Weg zu dem anderen führt über den Umweg zu mir selbst. Kommunikation ist subjektiv, persönlich, einmalig, unvorhersehbar und unplanbar. Das Wirkungsgeflecht unserer Handlungen können wir nicht voraussehen. Wir werfen einen Stein ins Wasser, welche Wellen er schlägt, ist nicht vorhersehbar. Und: wir kommunizieren niemals direkt miteinander, sondern immer über den Umweg unserer individuellen Landkarte¹.

Auch und gerade für unsere nonverbale Kommunikation ist folgende Aussage aus meiner Sicht eine Fehleinschätzung, die nicht nur „Selektiver Authentizität“ widerspricht sondern vor allem in der Praxis zu Enttäuschungen führt: Herrmann Rösch auf S. 76: „Im Alltag werden nonverbale Signale meist unbewusst ausgesandt und wahrgenommen. In professionellen Kommunikationssituationen aber sollten nonverbale Anteile gezielt eingesetzt werden. Sie können so zur Steuerung des Gesprächsablaufes entscheidend beitragen.“

„Kopfnicken und Lächeln ermutigen den Kunden und vermitteln ihm das Gefühl, willkommen, freundlich aufgenommen und grundsätzlich ernst genommen zu werden.“

Gerade nonverbale Kommunikation (innere Gedanken in äußerer Gestalt) können wir nicht gezielt einsetzen, dafür sorgen schon eine Vielzahl ideomotorischer Zeichen, die nicht dem Willen unterworfen sind und in der Regel unbewusst wahrgenommen werden und dadurch um so nachhaltiger auf uns einwirken. Konflikte z. B. am Auskunftspunkt können nicht durch Ausblenden verhindert oder vermieden werden. Sie sind integrale Bestandteile der Wirklichkeit, die es zu akzeptieren gilt. Und so ganz nebenbei: der Kunde ist nicht König, wir leben in einer Republik!

Ich möchte versuchen, es in aller Kürze am Beispiel „Lächeln“ zu erläutern: Es ist ein Irrtum, durch Freundlichkeit oder Anpassung Ziele erreichen zu können. Wenn ein Lächeln nicht dem inneren Zustand entspricht, ist es künstliches Gehebe und wird zur unreflektierten Gruppennorm: Egal wie schlecht es mir geht, bei uns in der Bibliothek wird gelächelt. Menschen haben ein feines Gespür dafür, ob es einer ehrlich meint oder nicht. Langfristig zahlen wir einen hohen Preis dafür und laufen Gefahr, Dale Carnegie auf den Leim zu gehen oder wie die Lufthansa zu werben: Über 53 Millionen Fluggäste im Jahr: Und ein Lächeln für jeden Einzelnen.

Auch beim Aktiven Zuhören nach Gordon ist Vorsicht angesagt. Zum Einüben guten Zuhörens, um die Fähigkeit zu Einfühlung und Perspektivübernahme zu entwickeln, ist aktives Zuhören im Kommunikationstraining unverzichtbar, aber es kann keine generelle Verhaltensempfehlung sein. Auch die Unterbrechung in einem Gespräch ist eine hohe Kunst in der Kommunikation und nicht nur legitim sondern oft genug unvermeidbar. Eigenimpulse zurückstellen, eine geduldige, gewährende Haltung aufzubringen in professioneller Distanz, ist anzustreben – wann immer es uns gelingt. Aber was mache ich, wenn ich innerlich deutlich spüre, dass aufkommende, berechnete Ungeduld meine Zuhörbereitschaft untergräbt? Was mache ich mit einem Kunden, dessen Mitteilungsfreudigkeit größer ist als seine Wahrnehmungsfähigkeit, und er mir ununterbrochen mit der Länge der transsibirischen Eisenbahn Dinge erzählt, die ich gar nicht wissen will? Auch die Kunst der Unterbrechung gilt es zu lernen als wichtige Kompetenz im Beratungsgespräch, sollte in Schulungen sogar vorrangig trainiert werden. Diese Einwände sind mir wichtig, weil wir uns stets vor Illusionen bei der Umsetzung hüten sollten.

Was mich besonders beeindruckt: Alle Autoren haben sich nachhaltige Gedanken gemacht, welche Gesetzmäßigkeiten, Erfahrungen und Modelle dazu beitragen können, den Veränderungsprozess in Richtung Auskunftsstandards in die Praxis umzusetzen. Haben wir es doch mit den hartnäckigsten Ängsten zu tun, die es gibt: mit Veränderungsängsten! Nichts wird von oben verordnet: Schaffung und Aufrechterhaltung der Motivation und angemessene Partizipation in allen Projektschritten, jeglicher Verzicht auf Kontrolle, wohl wissend, dass jede Form von Kontrolle in eine lebensfeindliche Richtung drängt, es wird empfohlen, sich mit dem Widerstand zu verbünden, statt ihn zu unterdrücken, Mitarbeiterbeteiligung, ausreichende Schulung, Führungskräfte-Feedback, Einarbeitung neuer Kollegen, Kritikgespräche. Das alles sind die entscheidenden Faktoren, die Veränderungen ermöglichen, ausgehend von der Erfahrung, dass Standards nur dann funktionieren, wenn sie von möglichst vielen MitarbeiterInnen getragen werden. Der Weg ist das Ziel oder in der Sprache der Verfasser: es findet ein „permanentes Training on the job“ statt. Mein allerhöchstes Lob gilt dem Sachverhalt, dass das Hauptproblem jeglichen Kommunikationstrainings, der Praxistransfer, in den vorgeschlagenen Gruppenprozessen eingebaut ist. Ständig mit Menschen aller Altersstufen und unterschiedlicher Herkunft in Kontakt zu treten und ständiges Feedback darüber im Kreise

¹ Siehe Heckel, Jürgen: Frei sprechen lernen. Ein Leitfaden zur Selbsthilfe, 3. Aufl. 2006.

der Kollegen zu üben, ist das wirkungsvollste Kommunikationstraining, das ich mir vorstellen kann und neben der beruflichen Qualifizierung ein außerordentlicher Gewinn für persönliches Wachstum. Wer sich an diesem Lernprozess beteiligt, setzt zwei für Menschen unersetzliche Medikamente ein: Zuhören und Sprechen. Zuhören ist der Anfang vom Anfang in Veränderungsprozessen. Denn: Nur wer zuhören kann, ist auch in der Lage zu sprechen. Und wer dem Hören und Zuhören einen Wert gibt, ist auf dem Weg zur Achtsamkeit zu sich selbst und anderen gegenüber und wird Zuhören und Sprechen als Lebenskunst entdecken.

„Chapeau!“ In meinen Augen ist Herausgeber Tom Becker und seinen AutorInnen Carmen Barz, Frank Daniel, Katinka Emminger, Ursula Georgy, Hanne Riehm, Herrmann Rösch, Katharina Schaal, Ingeborg Simon, Cornelia Vonhof und Jutta Zimmermann ein hochinteressanter, inhaltsreicher, ein wegweisender Sammelband gelungen. Und ich wünsche ihnen das, was sich Autoren zu allen Zeiten gewünscht haben: Die maximale Verbreitung ihres Werkes.

Anschrift des Rezensenten:

Jürgen Heckel
Bürgerplatz 4
D-85748 Garching b. München
<www.juergenheckel.de>

Bibliothekswissenschaft – quo vadis? = Library science – quo vadis?: eine Disziplin zwischen Traditionen und Visionen; Programme – Modelle – Forschungsaufgaben / Hrsg. Petra Hauke. München: Saur, 2005. 480 S. – ISBN 3-598-11734-5 € 75.00

Im „Jahr der Geisteswissenschaften“ 2007 gab es zahlreiche Wortmeldungen über Ziele und Aufgaben geisteswissenschaftlicher Disziplinen unter besonderer Berücksichtigung der Lehre und Forschung. Im Mittelpunkt standen die so genannten „großen Fächer“ wie die Philosophie, von den kleinen wurde nur ganz am Rande gesprochen. 1998 beschäftigte sich die Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften in einem Kolloquium mit der Situation und Perspektive der „Kleinen Fächer“ in Deutschland und beleuchtete auch den Begriff näher¹. Aber erst ein Dezennium später, gegen Ende des „Jahres der Geisteswissenschaften“, wurde erstmals eine Bestandsaufnahme der „Kleinen Fächer“ vorgenommen: Am 27.11.2007 übergab die Hochschulrektorenkonferenz dem Bundesministerium für Bildung und Forschung auf einer Pressekonferenz die ersten Ergebnisse eines entsprechenden Projektes. Darin fanden sich auch Angaben zur Bibliothekswissenschaft².

Die Bibliothekswissenschaftler haben sich in den letzten Jahren umfassend mit ihrer Geschichte, ihren Aufgaben in Lehre und Forschung und ihrer Stellung im Wissenschaftsgefüge des 21. Jahrhunderts beschäftigt. Davon legt auch die vorliegende Veröffentlichung *Bibliothekswissenschaft – quo vadis?* beredtes Zeugnis ab.

Es gab mehrfach in Deutschland nach 1945 – in Ost und in West – Versuche, die Bibliothekswissenschaft neu zu definieren und als Wissenschaftsdisziplin zu etablieren. Zu nennen sind hier u.a. der klassische Beitrag von Joris Vorstius im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1949³, das Kölner Kolloquium 1969 und seine Fortsetzung 1985⁴ sowie die Beiträge von Josef Koblitz 1969⁵, Eberhard Sauppe 1976⁶ und Michael Knoche und Claudia Lux 1990⁷. Nicht zu vergessen sind die Definitionen in den verschiedenen bibliothekskundlichen Lehrbüchern und Lexika, die neuesten in der Einführung „Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland“⁸.

Die vorliegende Veröffentlichung „entstand im Rahmen einer Seminarreihe am Institut für Bibliothekswissenschaft (jetzt: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft) der Berliner Humboldt-Universität. Die seit 2002 jeweils im Sommersemester angebotenen Lehrveranstaltungen stehen unter dem Titel ›Von der Idee zum Buch – Durchführung eines Publikationsprojektes‹“ (S. 17). Herausgeber und Autoren griffen im Sommersemester 2004 die Diskussionen um die Bibliothekswissenschaft auf.

38 Autoren aus Deutschland, der Schweiz, Schweden, den Niederlanden und den USA versuchen in einem Geleitwort, einer Einleitung, einem „Warum?“ (anstelle eines Vorwortes) und 31 Beiträgen, eine Antwort auf die Fragestellung *Bibliothekswissenschaft – quo vadis* aus ganz verschiedenen Blickwinkeln in sechs Themenkreisen zu geben: Bibliothekswissenschaft

– zwischen Traditionen, Selbstverständnis und öffentlicher Wahrnehmung – die fünf Beiträge schlagen eine Brücke von Martin Schrettinger, dem wir die Bezeich-

¹ Nischen der Forschung? Zur Situation und Perspektive der Kleinen Fächer in Deutschland. Mainz 1999. 136 S.

² Zum Ausgangspunkt vgl. eine entsprechende Notiz in: Der Tagesspiegel vom 5.3.2007, S. 25. – Die Kleinen Fächer an den deutschen Universitäten: eine Bestandsaufnahme / Ein Projekt der Hochschulrektorenkonferenz, durchgeführt von der Potsdamer Arbeitsstelle Kleine Fächer, mit freundlicher Unterstützung des BMBF. Bonn 2007. Wichtig sind das Vorwort und das Kapitel „Grundsatzfragen und Methodik S. I-XXII; die statistischen Angaben zur Bibliothekswissenschaft finden sich u.a. S. 29-30.

³ Vorstius, Joris: Bibliothek, Bibliothekar, Bibliothekswissenschaft. In: Zentralbl. für Bibl.wesen 63 (1949) S. 172-185.

⁴ Bibliothekswissenschaft: Versuch einer Begriffsbestimmung in Referaten und Diskussionen bei dem Kölner Kolloquium 1969 / Hrsg. Werner Krieg. Köln 1970. – Bibliothekswissenschaft als spezielle Informationswissenschaft: Probleme und Perspektiven, erörtert beim 2. Kölner Kolloquium 1985 / Hrsg. Paul Kaegbein. Frankfurt 1986.

⁵ Koblitz, Josef: Die Stellung der Bibliothekswissenschaft und der Informations-/Dokumentationswissenschaft in der Informationswissenschaft. In: Zentralbl. für Bibl.wesen 83 (1969) S. 719-720.

⁶ Sauppe, Eberhard: Bibliothekswissenschaft und Bibliotheksforschung. In: Zur Theorie und Praxis des modernen Bibliothekswesen. Bd 1. München 1976, S. 9-87.

⁷ Knoche, Michael und Claudia Lux: Das Ende der Bibliothekswissenschaft und ihre Zukunft. In: Buch und Bibliothekswissenschaft im Informationszeitalter: intern. Festschrift für Paul Kaegbein zum 65. Geb. München 1990, S. 59-70.

⁸ Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland: eine Einführung. Wiesbaden 2006. Insbes. S. 268-271.

- nung Bibliothekswissenschaft zu verdanken haben, über die Geschichte der Bibliothekswissenschaft im 20. Jahrhundert und das Verhältnis von Wissenschaft und Bibliothek bis zu den Aufgaben- und Forschungsfeldern der Bibliothekswissenschaft Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts einschließlich von Desideraten in Lehre und Forschung;
- im Zeitalter digitaler Medien – in den fünf Beiträgen geht es in erster Linie um die Bibliothekswissenschaft im Zeitalter digitaler Medien am Beispiel des elektronischen Publizierens und der Vermittlung von Informationskompetenz;
 - im Dienst an der Gesellschaft – vier Beiträge beschäftigen sich mit gesellschaftspolitischen Themen wie Informationsethik, nationale Informationspolitik, internationale Bibliothekspolitik am Beispiel des Goethe-Instituts sowie neuen Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten in den Bibliotheken, die durch moderne Technologien erst möglich wurden;
 - im Dienst wissenschaftlicher Information und Kommunikation – fünf Beiträge enthalten Informationen zu einigen Themen am Beispiel strategischer Fragen, des Open Access, der Bibliotheksdienste für Fernstudenten, der Entwicklung juristischer Bibliotheken sowie der Literaturversorgung für Gender-Studiengänge an den Universitäten;
 - im Dienst der Bibliothekspraxis – sechs Beiträge nehmen ausgehend von der Fragestellung „Braucht die Praxis die Bibliothekswissenschaft?“ Stellung zum Verhältnis von Öffentlicher Bibliothek und Bibliothekswissenschaft, zur Didaktik schulbibliothekarischer Arbeit, zur Kundenbindung, zu E-Learning als Herausforderung für Öffentliche Bibliotheken sowie zur Kostenleistungsrechnung in Bibliotheken;
 - in Lehre, Studium und Beruf – im Mittelpunkt dieses Themenbereiches stehen in sechs Beiträgen die Effektivität und Effizienz der bibliothekswissenschaftlichen Ausbildung im Allgemeinen und an einzelnen Beispielen (das Magisterstudium der Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, das Projekt CERTIDoc zur Zertifizierung der im Berufsleben erworbenen Kompetenzen, der Arbeitsmarkt für Informationsspezialisten in der Schweiz), Fragen des Perspektivwechsels von der vorrangig vertretenen technisch orientierten zu einer an Kommunikation und Dienstleistung orientierten Forschung sowie die Forderung, die Bibliothekswissenschaft nicht auf einzelne Bibliothekstypen zu fokussieren.

Das ist ein weites Feld!

Die Veröffentlichung ist keine systematische Darstellung und wollte dies sicher auch nicht sein. Es ist ein Kompendium, das Bestand hat, das mit Beiträgen zu wichtigen Einzelfragen der Zukunft der Bibliothekswissenschaft von ausgewiesenen Spezialisten in durchgängig guter Qualität ausgestattet ist, zum Teil sehr nüchtern sachlich, zum Teil mit philosophischem oder historischem Hintergrund. Wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Buch eine starke informationswissenschaftliche Komponente der Bibliothekswissenschaft und weniger eine kulturhistorische zur Bewahrung der kulturellen und wissenschaftlichen Werte, die früher einmal im Mittelpunkt der Begründung für eine eigenständige Disziplin stand. Nicht alles ist neu (in einer Gesamtschau muss das auch nicht sein). Auch gibt es immer wieder Versuche zu neuen Benennungen

und Einordnungen der Bibliothekswissenschaft (allen voran Guy St. Clair in seinem Geleitwort).

Fazit: Der Band unterstützt die dringend notwendige, ja überfällige Diskussion um Stellung, Aufgaben und Arbeitsweise der Bibliothekswissenschaft. Erfreulicherweise wurde diese fortgeführt: Im Sommersemester 2006 fand eine Vorlesungsreihe zum Thema „Vom Wandel der Wissensorganisation im Informationszeitalter“ statt, publiziert zugleich als Festschrift für Walther Umstätter⁹.

So verfügen wir über zwei Publikationen, die sich mit der Bibliothekswissenschaft nicht nur aus der Sicht des gleichnamigen Berliner Institutes beschäftigen. Beide sind Lehrmaterial für die Studierenden der Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Handreichung für die in den Bibliotheken und Informationseinrichtungen tätigen Mitarbeiter und wichtiges Diskussionsmaterial für Fachwissenschaftler, die sich mit der Stellung der Bibliotheks- und Informationswissenschaft im Gefüge der Wissenschaftswissenschaft beschäftigen.

Wir benötigen meines Erachtens zuvörderst eine neue *Bibliothekswissenschaft im Umriss* in Fortsetzung der vor über 160 Jahren erschienenen Schrift von Edmund Zoller¹⁰ und eine kritische Sichtung der bibliothekswissenschaftlichen Beiträge von Wissenschaftlern und Publizisten außerhalb der Bibliothekswissenschaft¹¹.

Nach der Lektüre von *Bibliothekswissenschaft – quo vadis?* sollte sich Jeder noch einmal das „Warum? ... anstelle eines Vorwortes“ von Georg Ruppelt vornehmen und einige der exzellent formulierten Fragen beantworten, vielleicht diese:

Warum um Gottes Willen gibt es in Deutschland nur dieses schier unüberwindlich erscheinende Imageproblem der Bibliothekare?

Warum stellen sie (die Bibliothekare, D.S.) Fragen wie „Gibt es eine Bibliothekswissenschaft überhaupt“?

Warum nehmen sich die Bibliothekare kein Beispiel an den bunten Kulturwissenschaftsmanagementtransfer- und -sowweiterfächern, die offensichtlich keine Probleme mit ihrem Image haben?

Anschrift des Rezensenten:

Prof. em. Dr. Dieter Schmidmaier
Ostendorfstraße 50
D-12557 Berlin

⁹ Vom Wandel der Wissensorganisation im Informationszeitalter: Festschrift für Walther Umstätter zum 65. Geburtstag. Bad Honnef 2006.

¹⁰ Zoller, Edmund: Die Bibliothekswissenschaft im Umriss. Stuttgart 1846. – Eine erste neuere Zusammenfassung: Bornhöft, Margit: Bibliothekswissenschaft in Deutschland – eine Bestandsaufnahme. Aachen 1999.

¹¹ Die gibt es in Hülle und Fülle als Monographien (z. B. Wegmann, Nikolaus: Bücherlabyrinth: Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter. Weimar 2000) und versteckt in Zeitungen und Sammelbänden (z. B. Schmolders, Claudia: Die Bibliothek. In: Gegenworte H. 16 [2005] S. 35-39).

Ich glaube, er war ein bisschen rebellisch... Auf den Spuren des Dresdner Bibliothekars Walter Hofmann. Dresden: Städt. Bibliothek, 2006. DVD-Video.

Zum 100. Jahrestag der Eröffnung der Freien Öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen am 19.2.1906 legen die Städtischen Bibliotheken Dresden eine DVD vor, die nicht nur an diese stadt- und bibliotheksgeschichtlich wegweisende Bibliotheksgründung erinnert, sondern das Lebenswerk eines Bibliothekars wieder in Erinnerung ruft, der maßgeblichen Einfluss auf die Geschichte des deutschen öffentlichen Bibliothekswesens in der ersten Jahrhunderthälfte hatte.

Freilich war das Lebenswerk des 1879 in Dresden geborenen Walter Hofmann eher mit der großen Konkurrentin Leipzig verbunden. Die Stadt an der Elbe verließ Hofmann schon 1913, um das Amt des Leipziger Büchereidirektors anzutreten. Er war also durchaus mehr Leipziger als „Dresdner Bibliothekar“, wie der Untertitel ein wenig vollmundig verheißt.

1904 erhielt der damals 25-jährige Graveursgeselle und Kunstjournalist Walter Hofmann den Auftrag, eine Bibliothek in Dresden aufzubauen, die einen konsequenten Bildungsanspruch verfolgen sollte. Es war der Beginn einer beispiellosen Karriere im deutschen Bibliothekswesen. Mit den Leipziger Bücherhallen, aber auch mit reichsweit wirkenden Institutionen wie der *Zentralstelle für das volkstümliche Büchereiwesen*, der von seiner Frau Elise Hofmann-Bosse geleiteten *Fachschule für Bibliothekstechnik und -organisation* und dem *Einkaufshaus für Volksbibliotheken GmbH* machte Hofmann Leipzig schnell zum Zentrum des Öffentlichen Bibliothekswesens in Deutschland. Er eroberte das deutsche Bibliothekswesen wie im Sturm, wobei die Titelformulierung aus dem Munde einer Enkelin – „Ich glaube, er war ein bisschen rebellisch ...“ – eine noch sehr zurückhaltende Umschreibung für die Aggressivität und kompromisslose Strenge ist, mit der Hofmann die Öffentlichen Bibliotheken in Deutschland auf seine Linie zu verpflichten suchte.

Der knapp halbstündige, mit Unterstützung des Sächsischen Kultusministeriums gedrehte, Film zeichnet diese außergewöhnliche Karriere anschaulich und lebendig nach. Den sachlich gehaltenen und professionell gesprochenen Text, der sich weitgehend auf Hofmanns 1947 erschienene Autobiografie „Mit Grabstichel und Feder“ stützt, ergänzen Zitate aus Hofmanns Werken sowie Interviews mit Nachkommen. Dazu läuft ein geschickt montierter, musikalisch untermalter Bilderreigen, der Impressionen der historischen Stadt mit Bildern aus Bibliotheken jener Zeit zusammenführt. Dazwischen sind Bilder und Interviews aus dem gegenwärtigen Dresdner Bibliothekswesen gestreut.

Dies alles sind zweifellos vortreffliche und professionell eingesetzte Mittel, um einen der tonangebenden Bibliothekare der ersten Jahrhunderthälfte wieder zu Ehren kommen zu lassen. Doch hier setzen auch die Fragen ein:

„Rebellisch“ wird Hofmann im Titel genannt: Warum und wogegen rebellierte er?

Ein Streit wird erwähnt, der die deutschen Bibliothekare der 20er Jahre in zwei bitter verfeindete Lager teilte: Was machte diesen Streit aus?

Hofmann schied 1937 vorzeitig aus seinem Amt als Direktor der Leipziger Bücherhallen, hinterließ aber bis weit in

die 50er Jahre hinein Spuren im deutschen Bibliothekswesen. Warum ist er, der 1952 starb, heute dennoch so gründlich vergessen?

Ist Hofmann den Aufwand, den der Film treibt, wert? Arend Flemming, der Direktor der Dresdner Städtischen Bibliotheken, der im Film mehrfach zu Wort kommt, tut sich da leicht: „Walter Hofmann hat von Sachsen aus einen Bildungsgedanken, einen Volksbildungsgedanken ins deutsche Bibliothekswesen eingebracht [...], er hat diese Bildungspriorität ins Rennen geworfen, was aus meiner Sicht nach den aktuellen PISA-Ergebnissen so aktuell ist wie nie zuvor.“ Das sind routinierte Floskeln eines Bildungspolitikers, dem es weniger darauf ankommt, die historische Widersprüchlichkeit eines Bibliothekars zu erfassen und zu reflektieren, als vielmehr eine Gestalt der Zeitgeschichte für aktuelle bibliothekspolitische Zielsetzungen zu instrumentalisieren. Film also als Marketingelement. So heißt es zum Schluss denn auch resümierend: „Walter Hofmanns Ideal der Öffentlichen Bibliothek als Bildungsinstitution für alle ist heute so aktuell wie vor 100 Jahren.“

Ist das wirklich so? An anderer Stelle stellt der Film das berühmte Hofmann'sche Leseheft vor, ein Kernstück seiner Bibliothekslehre, das der Bibliothekarin ermöglichte, Lesekarrieren gezielt zu beeinflussen. Dem folgen beiläufig kontrastierend Bilder einer modernen Bibliothek, die dem Nutzer ein selbstbestimmtes Agieren ermöglichen will. Ach ja, denkt der Betrachter, die Zeiten ..., da ist die Entwicklung über etwas hinweggegangen, was irgendwie nicht mehr so recht zeitgemäß war. Doch so beiläufig war diese Entwicklung in Wirklichkeit nicht. Der Wandel im Menschenbild, der hier deutlich wird, verdiente ein wenig mehr Beachtung. Er führt zum Kern der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert.

Ähnlich beiläufig wird an anderer Stelle Hofmanns Annäherung an den Nationalsozialismus erwähnt. Peter Vodosek, als Fachhistoriker herangezogen, kommentiert, durchaus zu Recht, Hofmann sei viel zu intelligent gewesen, um nicht zu merken, dass er mit den Nationalsozialisten nicht ins Geschäft kommen könne. Was aber hat dazu geführt, dass er mit ihnen ins Geschäft kommen *wollte*? Warum hat sich Hofmann noch während des Krieges als eine Art besserer Nationalsozialist bezeichnet, der nur nicht richtig verstanden worden sei? Wer solchen Fragen je nachgegangen ist¹, weiß, dass sie ins Zentrum jenes unseeligen Ideenkonglomerats „antidemokratischen Denkens“ führen, dessen Kenntnis seit Kurt Sontheimers wegweisender Studie zur Weimarer Republik zum Grundwissen jeden Historikers gehört. Walter Hofmann war Teil jener geistigen Strömung in Deutschland, die dem Nationalsozialismus den Boden bereitet hat, und just dies übergeht der Film mit *Nonchalance*.

Keine Frage, man muss an ein DVD-Feature, das sich an ein breiteres Publikum richtet, keine übertriebenen wissenschaftlichen Ansprüche stellen. Doch kann man einer schwierigen und widersprüchlichen Gestalt wie Walter Hofmann gerecht werden, wenn man sich, wie die Literaturliste ausweist, bis auf ein einziges Werk der Sekundärliteratur nur auf Hofmanns eigene Werke stützt? Wer

¹ Boese, Engelbrecht: Das Öffentliche Bibliothekswesen im Dritten Reich. Bad Honnef 1987; zur Würdigung Walter Hofmanns vgl. auch ders.: Die Säuberung der Leipziger Bücherhallen 1933-1936. In: Buch und Bibliothek 35 (1983) S. 283-296.

weiß, vielleicht lohnte die Anstrengung ja durchaus, sich der Persönlichkeit Hofmanns mit verändertem Blickwinkel neu zu nähern. Hat sie für unsere Gegenwart nicht doch etwas zu bieten? Das Öffentliche Bibliothekswesen in Deutschland ist ja nicht gerade reich an historischen Vorbildern. Diese Anstrengung steht jedoch noch aus, und die Fragen einfach wegzulassen, als lägen die Antworten bereits vor, kann nicht der richtige Weg sein². Geschichte lässt sich nicht wegwischen – das vermögen auch die professionellsten filmischen Mittel nicht.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Engelbrecht Boese
 Stadtbibliothek Tempelhof-Schöneberg von Berlin
 Hauptstr. 40
 D-10827 Berlin
 E-Mail: boese@ba-temp.verwalt-berlin.de

Inka Ihmels: Bogotá. Welthauptstadt des Buches 2007; eine Analyse der Buchkultur in Kolumbien. Wiesbaden: Harrassowitz, 2007. 168 S. (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft; 14). Paperback – ISBN 978-3-447-05524-6

Ausgangspunkt des Buches ist die Ernennung der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá zur „Welthauptstadt des Buches“ 2007 durch die UNESCO. In unseren Breitengraden assoziiert man nicht unbedingt Buchkultur mit Kolumbien, sondern eher politische Berichterstattung. Doch es war nicht nur die kolumbianische Buchproduktion, sondern vor allem das hierzulande wenig bekannte vielfältige und breit gefächerte literarische Angebot, das die Juroren überzeugte.

Das Buch basiert auf einer Magisterarbeit am Fachbereich „Philosophie und Philologie“ der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, die im September 2006 vorgelegt wurde. Es verfügt über eine ausführliche und gut recherchierte Bibliographie. Bisher gab es in Deutschland weder wissenschaftliche Arbeiten über die kolumbianische Buchkultur noch über den Verlagssektor oder das Bibliothekswesen – mit diesem Forschungsbericht wird eine Lücke geschlossen. Die Autorin führte im Rahmen eines DAAD-Stipendiums zahlreiche Interviews vor Ort und wertete auch schwer zugängliche Materialien aus.

Nach einer kurzen Länderkunde schildert sie die Entwicklung des Buchwesens von der kolumbianischen Inkunabel bis zu den heutigen Konzentrationstendenzen auf dem Buchmarkt. Ein weiteres Kapitel ist dem Kinder- und Jugendbuchsektor gewidmet, dessen Bedeutung in Kolumbien erst relativ spät einsetzte.

Das Bibliothekswesen wird auf ca. 30 Seiten betrachtet, wobei Universitäts- und Schulbibliotheken nicht behandelt werden, da deren Nutzung von der Zugehörigkeit zur jeweiligen Institution abhängig ist. Beachtung finden hingegen die Nationalbibliothek sowie das öffentliche Bibliothekswesen. Die Anzahl der Bibliotheken in Kolumbien ist in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen. Wichtige Komponenten dafür sind unter anderem die Bibliotheksprojekte der Stadtverwaltungen und der „Plan de Lectura y Bibliothecas“ der Regierung, der besonders in wenig

besiedelten Regionen und Kleinstädten das Angebot an öffentlichen Bibliotheken verbesserte.

Im staatlichen Bibliotheksnetz herrscht eine große Bandbreite: Neben hervorragend ausgestatteten Wissenschaftsbibliotheken gibt es auch die so genannte „Eselbibliothek“, die auf eine private Initiative zurückgeht und inzwischen ins staatliche Netz integriert ist. Mit zwei Eseln namens Alfa und Beto werden Kinder in den Küstendörfern mit Büchern beliefert.

Besonders interessant ist auch das „Bibliored“ – ein Bibliotheksnetz mit Vorbildfunktion, das Bogotá zur lateinamerikanischen Stadt mit der besten Bibliotheksversorgung macht. „Bibliored“ wurde deshalb mit dem „Access to Learning Award“ der Bill & Melinda Gates Foundation ausgezeichnet. Die Bibliotheken liegen hauptsächlich in bis zum damaligen Zeitpunkt unterversorgten Stadtteilen und bieten ein umfangreiches Kultur-, Leseförderungs- und Unterhaltungsprogramm für Kinder und Jugendliche. Der Erfolg von „Bibliored“ hat in anderen kolumbianischen Städten inzwischen einen Boom im Bibliothekswesen ausgelöst.

Das letzte Kapitel befasst sich mit dem Leseverhalten und der Leseförderung – besonders die Beispiele zu Aktionen der Leseförderung wie „Lesewut“, „Buch in den Wind“ oder „Um uns besser zu lesen“ bieten auch für Deutschland interessante Anregungen. Bei „Libro al viento – Buch in den Wind“ handelt es sich beispielsweise um Leseförderung durch Aktionen in öffentlichen Verkehrsmitteln, die ein großer Erfolg waren.

Ein empfehlenswertes Buch, das einen ersten Überblick schafft und zahlreiche Ansatzpunkte für weitere, auch interdisziplinäre, Forschungen aufzeigt. Bisher wurden die Fortschritte bezüglich der Buchkultur in Kolumbien kaum wahrgenommen, dem Buch ist deshalb eine weite Verbreitung zu wünschen.

Anschrift der Rezensentin:

Dr. Hannelore Vogt
 Kulturmanagerin M.A.
 Stadtbücherei Würzburg
 Marktplatz 9
 D-97070 Würzburg
 E-Mail: Hannelore.Vogt@stadt.wuerzburg.de

² Vgl., ähnlich geschichtsblind, den Dresdner Beitrag von R. Rabe: Das umstrittene Volksbibliotheksmodell. Walter Hofmann und die Freie Öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen. In: BuB 58 (2006) 5, S. 394-400.

Maja Jokić, Rafael Ball: Qualität und Quantität wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Bibliometrische Aspekte der Wissenschaftskommunikation. Jülich: Forschungszentrum, 2006. 186 S. (Schriften des Forschungszentrums Jülich. Reihe Bibliothek; 15) € 39.00

Die Akteure von Wissenschaftsevaluation und leistungsorientierter Mittelvergabe wie Forschungsfördereinrichtungen und Hochschulleitungen bedienen sich heute zunehmend bibliometrischer Kennzahlen, um wissenschaftliche Produktivität und Leistungsfähigkeit zu bewerten. Diese – unkommentiert stehen gelassene – Tatsache bildet den Ausgangspunkt der Publikation von Jokić/Ball: Allen interessierten Gruppen soll eine leicht verständliche und zugleich umfassende Einführung in bibliometrische Aspekte der Wissenschaftskommunikation geboten werden. Ziel ist eine Darstellung des Themas in Grundzügen, nicht jedoch das tiefe Eindringen in mathematisch-statistische Verfahren. (Einen schnellen Zugang zum Thema sollte bereits das 2005 erschienene Buch von Rafael Ball und Dirk Tunger „Grundwissen Bibliometrie für Wissenschaftler, Wissenschaftsmanager, Forschungseinrichtungen und Hochschulen“, Schriften des Forschungszentrums Jülich: Reihe Bibliothek, Bd. 12, Jülich 2005, bieten.) Das Buch wendet sich an Fachwissenschaftler ebenso wie an Wissenschaftspolitiker, soll zudem für Studenten als Einführung geeignet und – so hoffen die Autoren im Vorwort – für den innovativen Fachreferenten in Bibliotheken unentbehrlich sein. Die Interpretation bibliometrischer Indikatoren sowie die Möglichkeiten ihrer Anwendung sollen all diesen Zielgruppen erläutert und erleichtert werden.

Das Buch beginnt mit einem Überblick zu Geschichte und Begriffsbildung der Bibliometrie in Abgrenzung zu verwandten Begriffen wie der Scientometrie (Kap. 1). Weitere Kapitel nehmen die Objekte bibliometrischer Analysen – die Produzenten (Kap. 2, Autoren, Teams, Einrichtungen, Länder etc.) und die Publikationen selbst (Artikel und Zeitschriften in Kap. 3) sowie sekundäre Informationsquellen (Kap. 4) – in den Blick. Ein abschließendes Kapitel widmet sich der Problematik von Zitaten und Zitatanalysen (Kap. 5).

Bibliometrie – Historie und Begriffsabgrenzung

Einführend geben die Autoren im ersten Kapitel (S. 9-23) einen knappen historischen Abriss zur Geschichte der Bibliometrie und eine Abgrenzung der Begriffe Bibliometrie vs. Scientometrie, Informetrie und Webometrie.

Zu einem aus der Wissenschaft selbst herrührenden Interesse an wissenschaftlichen Kommunikationsprozessen treten heute externe Gründe, die sich insbesondere auf den Wettbewerb um die Verteilung der zur Verfügung stehenden Mittel beziehen: Wissenschaftliche Arbeiten werden einer Bewertung unterzogen, einerseits von fachlichen Experten in Hinsicht auf ihre Qualität (Peer Review), andererseits durch eine bibliometrische Analyse. Bibliometrisch analysieren lassen sich Aspekte auf der Makroebene: etwa das wissenschaftliche Produkt und sein Einfluss, die Produktivität von einzelnen Ländern oder Disziplinen, die Einflussnahme einzelner Länder oder Regionen auf Teildisziplinen, die internationale und instituti-

onelle Zusammenarbeit etc. Hier stehen die Produzenten (individuelle Autoren, Teams, Einrichtungen, Länder und Regionen), die Publikationen selbst (Artikel, Zeitschriften, sekundäre Informationsquellen) und die in Zitatanalysen sichtbar werdenden Kommunikationsprozesse im Mittelpunkt. Nicht zu unterschätzen ist hierbei – so heben die Autoren deutlich hervor –, ob ein Land eine entwickelte Forschungs- oder Entwicklungs- bzw. Schwellenland ist, aber auch, ob es sich um ein Land des englischen oder nicht-englischen Sprachraumes handelt. Denn zumeist basiert die Einschätzung auf den Zitationsindizes und der Datenbank Journal Citation Reports (JCR) des Institute for Scientific Information (ISI, heute angeboten unter dem Namen Thomson Scientific), diese Produkte sind seit dem Jahr 1992 in den Händen des Privatkonzerns Thomson Scientific, Inc.

Lange vor der Etablierung einer Disziplin Bibliometrie entwickelten Wissenschaftler verschiedener Disziplinen Methoden zur Auswertung und Auffindung von Gesetzmäßigkeiten des wachsenden wissenschaftlichen Publikationsaufkommens (z. B. die Gesetze von Lotka, Bradford und Zipf). Zitatanalysen erlangen seit den 1960er Jahren zunehmend Bedeutung. Das Wachstum des Gebietes dokumentieren die Autoren zudem anhand von Recherchen in Fachdatenbanken.

Bibliometrie wird von den Autoren als ein Teilgebiet aller drei ergänzend erläuterten Fachgebiete der Scientometrie, Informetrie und Webometrie aufgefasst. Alle wenden quantitative Methoden auf ihren jeweiligen Gegenstandsbereich an, wobei die Bibliometrie diese primär auf schriftlich fixierte Medien der Wissenschaftskommunikation, nämlich Bücher, Artikel, Patente etc., bezieht. Die Autoren führen hier zahlreiche, teils konkurrierende, in der Literatur auftretende Definitionen der Fachgebiete an. Ausprägung und Wandel dieser Fachgebiete lassen sich – nicht zufällig – ideal an den einschlägigen (Fach-)Zeitschriften wie *Scientometrics*, *Journal of Information Science*, *Journal of Documentation*, *Social Studies of Science*, *Library Trends*, *Science*, *Nature* etc. nachvollziehen.

Autoren und Zeitschriften im Fokus bibliometrischer Analyse

Im zweiten Kapitel (S. 24-59) bieten die Autoren eine bibliometrisch zugeschnittene Sicht auf die Produktion wissenschaftlicher Publikationen. Das Standardmodell des wissenschaftlichen Publizierens ist die Veröffentlichung eines Beitrags durch einen oder mehrere Autoren. Jeder Autor leistet hier einen Beitrag, der zudem einer Gewichtung unterzogen werden kann. Tendenziell steigt die Zahl der Autoren pro Artikel, da Kooperationen im Wissenschaftsbetrieb zunehmen. Belegt wird dieses Phänomen der Mehrautorenschaft bis hin zu einer Hyperautorenschaft, wo mitunter Autoren aufgeführt werden, die diesen Status gar nicht verdienen, anhand von Untersuchungen aus unterschiedlichen Bereichen wie Medizin, Physik und Soziologie. Bei Ansätzen für die Messung von wissenschaftlicher Produktivität bezogen auf Disziplinen oder bei internationalen Kooperationen spielt die Mehrautorenschaft eine Rolle. Hier gibt es verschiedene Vorschläge für die Beitragsmessung der einzelnen Autoren, etwa beruhend auf Konventionen der Fachdisziplin wie die

Nennung der Autoren in der Reihenfolge ihres Beitrags. Da jedoch nur wenige Disziplinen feste Konventionen dieser Art besitzen, kann dies leicht zu falschen Schlussfolgerungen führen. Ein weiteres Feld von Messungen ist die der internationalen wissenschaftlichen Kooperation. Hier zieht man Koautorenschaften und Zitationsraten heran, um diese sichtbar zu machen und ihre Qualität zu interpretieren.

Der Beitrag von Frauen ist in vielen Wissenschaftsdisziplinen trotz einiger Förderaktivitäten der letzten Jahrzehnte weiterhin unterproportional. Dies ist insbesondere auf eine fortgesetzte Benachteiligung bei der Vergabe von Positionen zurückzuführen. So sind Frauen vielfach stärker in die Lehre eingebunden, weshalb ihnen weniger Zeit für die Forschung und damit für die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse bleibt.

Wissenschaftliche Institutionen und einzelne Länder ziehen bibliometrische Methoden heran, um ihre Produktivität und ihren wissenschaftlichen Einfluss durch die Zahl der Zitate zu bestimmen. Hier führen die Autoren zahlreiche Untersuchungen an – darunter solche, die als Grundlage von institutioneller oder nationaler Wissenschaftspolitik dienen sollten.

Hieran schließt sich im dritten Kapitel (S. 60-121) eine Darstellung von wissenschaftlichen Zeitschriften als Medium wissenschaftlicher Kommunikation an. Erläutert werden zunächst die grundlegenden Merkmale wie Titel, Herausgeber, Autorenhinweise sowie Umfang, Typ und Sprache von Artikeln. Mit dem Eingang von Zeitschriften in bibliographische Datenbanken werden diese Merkmale einer übergreifenden Analyse zugänglich. So lassen sich für eine Zeitschrift über Jahrgänge hinweg Fragestellungen untersuchen oder Zeitschriften einer Disziplin vergleichen.

Ein besonderer Typus von Datenbanken widmet sich dem Nachweis von Zitaten. Ursprünglich als Mittel zur effektiveren Literaturrecherche entstanden, lassen sich diese zur Berechnung von Indikatoren heranziehen, die als Grundlage einer Einschätzung und eines Vergleichs von Zeitschriften dienen können. Zu nennen sind hier Zitatdatenbanken wie der *Science Citation Index* (SCI) und die erweiterte Version *Science Citation Expanded* (SCI-X), der *Social Science Citation Index* (SSCI) und der *Arts & Humanities Citation Index* (A&HCI) – und ihre Zusammenführung in der Datenbank *Web of Science* (WoS), die rund 8 500 Zeitschriften erfasst – sowie die statistische Datenbank *Journal Citation Reports* (JCR). Letztere bildet den Ausgangspunkt für Kennzahlen wie den Journal Impact Faktor (JIF) und seine Varianten, etwa einen Selbstzitate außer Acht lassenden „reduzierten“ Impact Faktor oder disziplinspezifische Impact Faktoren, die sich auf unterschiedliche Zeitfenster oder eine Disziplin als Ganze beziehen können. Weitere Kennzahlen sind der Unmittelbarkeitsindex von Zeitschriften und die Zitathalbwertzeit von Artikeln. (Leider misslingt die Definition der Indikatoren mitunter sprachlich, so etwa in 3.12 die des Unmittelbarkeitsindexes.) Die Definition der Indikatoren wird jeweils ergänzt durch eine Darstellung der zahlreichen Kontroversen und Missverständnisse, die sich um diese ergeben haben. So bezieht sich etwa der Journal Impact Faktor nur auf „zitierbare Quellenartikel“, was Editorials, Briefe und Konferenzberichte regelmäßig ausschließt, jedoch nicht die tatsächlichen Zitationsgewohnheiten von Wissenschaftlern widerspiegelt. Weitere zu berücksichti-

gende Verzerrungen ergeben sich mitunter durch falsche Zuordnungen von Zitierungen, Selbstzitierungen und disziplinspezifische Zitierzeiträume, aber auch das Auswahl-spektrum des JCR selbst, da dieser bestimmte Disziplinen und generell den (industriell hoch entwickelten) englischen Sprachraum bevorzugt. Deutlich hervorgehoben wird für den JIF, was dieser nicht leisten kann, insbesondere ist dieser kein Hilfsmittel für die Einschätzung der Qualität eines *einzelnen* Artikels, da immer bezogen auf die Gesamtheit der in einem bestimmten Zeitraum erschienenen Artikel einer Zeitschrift. Für die Beurteilung der Qualität eines Artikels bzw. eines Wissenschaftlers oder einer Forschergruppe ist es notwendig, detaillierte Zitanalysen heranzuziehen als lediglich Journal Impact Faktoren aufzulisten. Die Resonanz eines einzelnen Artikels einer hoch zitierten Zeitschrift kann deutlich nach unten abweichen – et vice versa.

Veränderungen der Wissenschaftskommunikation ergeben sich mit der wachsenden Bedeutung elektronischer Zeitschriften seit Mitte der 90er Jahre und den Initiativen des freien Zugangs für Leser (Open Access). Im Hinblick auf den Impact Faktor sind frei zugängliche elektronische Zeitschriften nicht schlechter aufgestellt als ihre traditionellen gedruckten Konkurrenten. Neuere Untersuchungen – die von den Autoren nicht angeführt werden – weisen einen deutlichen Vorteil der Open Access-Zeitschriften bezüglich Zitationsraten nach, der sich aus der verbesserten Sichtbarkeit und Nutzbarkeit der Artikel ergibt. Generell ergibt sich ein wachsender Einfluss des frei zugänglichen Materials, da sich international zahlreiche Förderorganisationen der Förderung des Open Access verschrieben haben und Wissenschaftler zu einer zumindest verzögerten Parallelveröffentlichung ihrer Artikel in institutionellen oder fachlichen Datenbanken ermutigen bzw. verpflichten.

Datenbanken als Instrument bibliometrischer Analyse

Kapitel 4 (S. 122-144) widmet sich Datenbanken als Basis einer effektiveren Literaturrecherche. Aufgeführt werden Merkmale dieses Instrumentariums, die es für bibliometrische Analysen prädestinieren: detaillierte Angaben zur Publikation, den Autoren und ihren Institutionen, geographische Angaben, Sprache, Angaben zu Zitaten etc. Exemplarisch werden relevante Datenbanken einzelner Fächer aufgeführt. Zugleich ist der Umfang einer Datenbank von großer Bedeutung für Fragestellungen auf der Makroebene, etwa wenn es um die wissenschaftliche Produktion einzelner Länder oder Regionen geht. Probleme bei bibliometrischen Untersuchungen, insbesondere bei Einbeziehung von mehreren Datenbanken, ergeben sich oftmals durch uneinheitliche Schreibweisen etwa von Autorennamen und Zeitschriftentiteln. Ausführlich erläutert werden im Folgenden auch die bereits oben angeführten Produkte des ISI (SCI, SCI-X, SSCI, A&HCI und WoS, ISI Proceedings). Da in den Naturwissenschaften und den angewandten Wissenschaften Zeitschriften das Schlüsselmedium der Kommunikation darstellen, konzentrieren sich bibliometrische Analysen meist auf den SCI. Im SSCI und im A&HCI sind ergänzend Bücher und andere Publikationen berücksichtigt. In einigen Wissenschaften spielen Konferenzbeiträge eine wichtige Rolle in der Wissenschaftskommunikation; bibliometrische

Analysen sollten daher ergänzend die bibliographischen Datenbanken ISI Proceedings (für Science & Technology bzw. Social Science & Humanities) berücksichtigen. Generell ist bei Zitatdatenbanken zu berücksichtigen, ob eine Disziplin in dieser repräsentativ vertreten ist. Problematisch ist zudem die Unterrepräsentanz nationaler Zeitschriften. Mit einer gewissen Vorsicht bei der Auslegung der Daten spiegeln bibliometrische Indikatoren jedoch die Resonanz wissenschaftlicher Arbeiten weitgehend wider und stellen ein brauchbares Hilfsmittel der Wissenschaftsevaluation dar.

Der Zitatindex SCI wird inzwischen in einigen Ländern als Grundlage von Evaluationsprozessen eingesetzt, und mitunter wird gar ein Autorenbonus ausgeschüttet, wenn ein Artikel von einer Spitzenzeitschrift des SCI angenommen wurde. Zunehmend ergänzen einzelne Länder ihr Instrumentarium zur Evaluation ihres wissenschaftlichen Outputs durch eigens unterhaltene spezielle Institutionen, hierzu zählt auch das 2005 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gegründete Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (IFQ).

Zitate und Zitanalysen

Im abschließenden fünften Kapitel (S. 145-184) werden Varianten von Zitaten detailliert beschrieben und in Hinsicht auf Zitanalysen bewertet. Zitate und ihre Zahl weisen auf den Leistungsbeitrag einer Publikation hin. Eine viel zitierte Publikation ist sicherlich gut sichtbar und von einem gewissen Einfluss, muss jedoch nicht notwendig von hoher Qualität sein. In der Literatur finden sich zahlreiche Anhaltspunkte für die Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung von Zitanalysen. Hierzu zählen fachspezifische Gewohnheiten und Gründe des Zitierens (Diskussion, verwandte Forschungen, Kritik, Widerlegung, Beispiele, Statistiken etc., S. 151 ff.), aber auch die Zitationsrate beeinflussende Faktoren wie das Erscheinungsjahr, das Herkunftsland, die Disziplin und die bereits erreichte Reputation eines Autors. Zu berücksichtigen sind außerdem Fehlerquellen wie die bereits oben angeführten Fehler in Zitatdatenbanken und -indices, aber auch Fehler, die den Autoren selbst zuzuschreiben sind, etwa den Autor, das Erscheinungsjahr oder den Band der zitierten Arbeit betreffend.

Insgesamt weist die Zahl der Zitierungen zwar auf Nützlichkeit und Resonanz einer Arbeit in der Wissenschaftsgemeinschaft hin, allerdings muss damit gerechnet werden, dass manche wissenschaftliche Leistung erst zeitverzögert oder gar nicht erkannt wird.

Fazit

Die Darstellung des Themas ist insgesamt breit angelegt, zahlreiche qualitative und quantitative Aspekte der Zeitschriftenliteratur werden kenntnisreich dargestellt, mitunter jedoch so knapp angerissen, dass eine stärkere Auswahl dem Lesefluss zuträglich wäre. Einige Abschnitte zeichnen sich durch eine flüssige Darstellung und nützliche Einschätzungen aus, andere sind in ihrer Materialfülle zwar anregend, lassen diese jedoch etwas lose nebeneinander stehen – hier wäre ein einschätzendes Fazit zum Kapitelabschluss hilfreich. Einen stärkeren Zuschnitt auf mögliche praktische Anwendungen, flankiert durch Hinweise

auf mögliche Fehlinterpretationen, scheinen die Autoren dem oben genannten Band von Ball/Tunger vorbehalten zu haben. Gelegentlich wäre jedoch ein ausführlicheres Beispiel zu den einzelnen Indikatoren sicherlich hilfreich.

Zum hochschulpolitisch zunehmend an Bedeutung gewinnenden Thema Forschungsevaluation und zitationsbasierte Leistungsmessung halten sich die Autoren insgesamt sehr bedeckt. Es finden sich lediglich einige wenige Bemerkungen und Einschätzungen zum Umgang mit bibliometrischen Analysen in wissenschaftlichen Evaluationen verstreut im Text (so in 2.5, 3.11.8, 3.11.9, 4.4 und 5.10). Diese Zitanalysen und andere Parameter betreffende Hinweise hätten wesentlich deutlicher herausgearbeitet werden können. Über diesen praktischen Zusammenhang ließe sich zudem manches theoretisch anmutende Argument für einen differenzierten Umgang mit dem bibliometrischen Instrumentarium noch einmal verdeutlichen.

Formal zeigt das vorliegende Werk die potentiellen Schwächen eines kleinen, durch eine Wissenschaftseinrichtung betriebenen Verlages auf. Dort bleibt es nicht aus, dass wenige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter oder die Autoren selbst die sonst durch Spezialisten ausgeführten Schritte des Publikationsprozesses ausführen. So finden sich im Buch unschöne Satzfehler wie falsche Trennungen, unterschiedliche Zeilenabstände von Buchabschnitten oder fehlerhafte Satzzeichen. Auch begriffliche Ungenauigkeiten wie „Soros Open Society“ (die tatsächlich „Open Society Institute“ heißt und auf einer Stiftung von George Soros beruht) zeigen, dass die kostenträchtigen Dienstleistungen Satz, Lektorat und Korrektorat – die deshalb auch von etablierten Verlagen zunehmend an die Autoren ausgelagert werden – im Publikationsprozess weiterhin eine wichtige Rolle spielen.

Insgesamt handelt es sich um ein Buch, das viel Material für das Studium von Einzelaspekten und des Themenumfeldes anbietet – manches gute Argument ließe sich jedoch durch eine andere Anordnung aufwerten und würde damit die Zugänglichkeit des Buches erheblich verbessern. Eine eigene Einschätzung sollte jeweils nicht fehlen. Zusätzliche didaktische Elemente wie gelegentlich hervorgehobene Begriffe und Definitionen sowie ein ausführliches Glossar und ein ergänzter Index, in letzterem fehlt z. B. der Journal Impact Faktor, würden das Buch in Richtung eines gut nutzbaren Nachschlagewerkes bewegen. Schließlich würde ein zusätzliches Kapitel zur Wissenschaftsevaluation den einführenden Charakter des Buches sicherlich abrunden. (Dem in dieser Hinsicht interessierten Leser sei daher die Lektüre des Buches „Citation Analysis in Research Evaluation“ von Henk F. Moed, Springer: Dordrecht 2005, empfohlen.)

Anschrift der Rezensentin:

Dr. Birgit Schmidt
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek
D-37070 Göttingen
E-Mail: bschmidt@sub.uni-goettingen.de

Marketing Library and Information Services: International Perspectives. Ed. on behalf of IFLA by Dinesh K. Gupta, Christie Koontz, Angels Massísimo, Réjean Savard. München: Saur, 2006.

Die Herausgeber haben die Absicht, einen internationalen Überblick über Theorie und Praxis des Marketings von Bibliotheken zu geben. Gegenüber der Titelformulierung („Library and Information Services“) ist der Ansatz also bedeutend enger. Mit dieser Einschränkung lösen die Herausgeber (aus Indien, Kanada, Spanien, USA) ihren Anspruch ein.

Fast 60 Autoren, sowohl Praktiker wie auch Dozenten in einschlägigen Studiengängen, liefern Beiträge, die fast alle Aspekte des Themas abdecken:

- Entwicklung des Marketing-Begriffs im Bibliotheksreich,
- Praxis-Beispiele aus Bibliotheken,
- Kampagnen von Bibliotheksverbänden,
- Marketing in den Curricula einschlägiger Studiengänge und Marketing-Forschung,
- Informationsquellen zum Thema Bibliotheks-Marketing.

Die Autoren stammen aus allen fünf Kontinenten, von Litauen bis Kenia, von Kanada bis Indien, darunter zwei deutsche Autoren (Antonia Hermelbracht und Erik Senst, Universität Bielefeld, die das DFG-geförderte ProSeBiCA-Projekt der Universitätsbibliothek Bielefeld vorstellen). Besonders einige osteuropäische Länder, die sich erst Anfang der 1990er-Jahre von der sowjetischen Bevormundung befreien konnten, haben hier die Gelegenheit zu einer Selbstdarstellung ihres Bibliothekswesens genutzt. Dass Indien mit ebenso vielen Beiträgen beteiligt ist wie die USA – das führt vor Augen, was Globalisierung auch im Bibliotheks- und Informationssektor praktisch bedeutet.

Freilich wird deutlich, dass weder in Theorie noch in Praxis im Bibliotheksbereich ein auch nur annähernd einheitlicher Begriff von Marketing anzutreffen ist. Das Spektrum reicht in diesem Sinn von einer Skizze der Image- und Publicity-Kampagnen des Litauischen Bibliotheksverbands (von Audronė Glosienė, die im Jubelton berichtet, ohne ihre Behauptungen einer im Ergebnis der Kampagnen verbesserten Sichtbarkeit und eines aufgewerteten Images der Bibliotheken irgendwie zu belegen) bis zu einer Marktstudie, die Akzeptanz und Verbesserungsmöglichkeiten einer indischen Zeitschrift (*Information Bulletin on Management*, eines Mehrwert-Informationsprodukts über Management-Literatur, das von indischen Hochschulbibliotheken an Management-Fakultäten herausgebracht wird und sich nach vier Jahren bei gut 100 Abonnenten stabilisierte) untersuchte (Abhinandan K. Jain, T.P. Rama Rao, Ashok Jambhekar).

Auch die Qualität der Beiträge ist außerordentlich verschieden. Hier reicht das Spektrum

- von einem deskriptiven Praxisbericht ohne jeden Theoriebezug aus einer kroatischen Öffentlichen Bibliothek, die mit Aktionen wie Internet-Surfing, Schreibwerkstatt, Kontaktbörse den Zuspruch durch Jugendliche erhöht hat (Verena Tibljas),
- über eine massive Kollegenschelte aus Rumänien, in der ein Universitätsdozent und die Bibliothekarin einer Universitätsbibliothek (István Király, Melinda Bükkei) mit ihren rumänischen Kollegen ins Gericht gehen, weil diese sich gegen alle Versuche, Marketing-Ansätze

anzuwenden, als ziemlich resistent erwiesen, – bis zu einem wissenschaftlich anspruchsvollen Forschungsbericht (Hermelbracht und Senst).

Nicht untypisch ist der Beitrag über Markenpolitik südafrikanischer Bibliotheken (Kathy Kunneke), der im Vorgehen an deutsche Diplomarbeiten aus Fachhochschulstudiengänge erinnert: Eingangs wird kurz Lehrbuchwissen referiert (Begriffe wie „brand“ und „branding“), garniert mit Zitaten aus der Fachliteratur, dann wird nicht immer konsequent in Terminologie und Reflektion beschrieben, wie ein solches Konzept in der Praxis umgesetzt werden kann und welche Schwierigkeiten dabei auftreten; so konnten sich in Südafrika viele Praktiker in Bibliotheken nicht mit den vorgeschlagenen Logos anfreunden, den einen waren sie zu avantgardistisch, den anderen zu konservativ. In dem Beitrag schrumpft Markenpolitik auf die Wahl eines „richtigen“ Logos.

Ambitioniert, kenntnisreich und erhellend ist der einleitende Beitrag von einem der Herausgeber. Gupta lässt die (englischsprachige) Marketing-Fachliteratur mit Bibliotheksbezug seit den 1970er-Jahren Revue passieren und arbeitet heraus, dass sich hierin der Marketing-Begriff in Rezeption allgemeiner Management-Literatur von Aspekten wie Ausstellungen, Öffentlichkeitsarbeit, mobile Bibliotheksdienste über die weiterhin grundlegenden vier Ps (product, promotion, pricing, place; in der deutschsprachigen Fachliteratur üblicherweise in anderer Reihenfolge abgehandelt als Produkt-, Distributions-, Preis-, Kommunikationspolitik) hin zu Aspekten wie Internet-Marketing, 24/7-Angeboten, Dienstleistungsqualität, personalisierten Dienstleistungen, Gewinnung von Bündnispartnern entwickelt hat. Begrüßenswert ist auch, dass Gupta nicht, wie oft in der bibliothekarischen Fachliteratur, bei der Preispolitik in Ermangelung nennenswerter monetärer Ströme auf psychische Schwellen zu sprechen kommt. Letzteres Thema gehört in theoretischer Perspektive klar in den Bereich der Kommunikationspolitik. Man hätte sich im Zusammenhang der Produktpolitik und des Nonprofit-Marketings – auf Letzteres geht Gupta ausführlicher ein – allerdings auch eine Erörterung der Frage gewünscht, welche Filterfunktion für Dienstleistungen aus der Tatsache einer öffentlichen Finanzierung bibliothekarischer Dienstleistungen folgt; international herrscht bei allem Marketing und damit bei aller Kundenorientierung ein unter Praktikern unausgesprochener Konsens, dass Hochschulbibliotheken den nicht übersehbaren studentischen Bedarf nach Videospiele, Seifenoper, Rapmusik und Reiseführern nicht bedienen. Und was bedeutet das für Öffentliche Bibliotheken? Auch diese Frage erörtert keiner der Beiträge.

Schon der nächste Beitrag (Barbara Ewers, Gaynor Austen über Marketing in australischen Universitätsbibliotheken), ebenfalls theoretisch ausgerichtet, trägt ein in Teilen anderes Marketing-Konzept vor. Hier sind nicht vier Ps der Rahmen, sondern sieben Ps:

- Product,
- Price,
- Processes – dieses Handlungsfeld hebt auf Usability, leichte Bedienbarkeit, reibungsloses Funktionieren der Dienstleistungen ab,
- Place,
- Physical Evidence – Leit- und Orientierungssystem, was sonst als Teil der Kommunikationspolitik begriffen wird; Sauberkeit und Ordnung in den Gebäuden, was

- sonst unter Distributionspolitik verstanden wird,
- Promotion,
 - People – dieses Handlungsfeld spiegelt wider, dass die Autoren einen verhaltensorientierten Management-Ansatz vertreten, indem sie ausdrücklich die Bedeutung von Kompetenz und Fortbildung des Personals hervorheben.

Der Beitrag fasst den Marketing-Prozess in wiederum sieben Schritten zusammen (bis in die Marketing-Theorie wirkt das biblische Mysterium der Zahl Sieben nach – erstaunlich), von Marktforschung über Stärken-Schwächen-Analyse bis Werbung und Öffentlichkeitsarbeit. In diesem Beitrag spielen Lobbyismus und Gewinnung von Bündnispartnern keine Rolle; andererseits gehen die Autoren auf das Erfordernis der Integration der Kommunikationspolitik in die Produktpolitik bei Dienstleistungen ein, um den Unterschied zur Google-Mentalität vieler Studierender deutlich zu machen. Trotz dieser Unterschiede in der theoretischen Konzeption, die wohl eher von akademischem Interesse sind, bieten beide Beiträge zusammen einen ausgezeichneten, auf der Höhe der Zeit befindlichen Überblick über das Thema Marketing.

Die Länderberichte bzw. Praxisberichte aus einzelnen Bibliotheken machen insgesamt deutlich – teilweise ausdrücklich, teilweise in der Wertung des Rezensenten –, dass fast überall nur mit Wasser gekocht wird. In Norwegen (Sissel Nilsen), in Finnland (Rajesh Singh), in Spanien (Àngels Massísimo, José-Antonio Gómez-Hernández), in Frankreich (Florence Muet), in China (Chen Chao, J. Pan), in Afrika (Julita Nawe), in Pakistan (Kanwal Ameen) und anderen Ländern ist Marketing in Bibliotheken unterentwickelt, beschränkt sich weitgehend auf Öffentlichkeitsarbeit und Werbung und stützt sich nicht auf empirisch ermittelte Nutzerbedarfe. Eine Einschätzung der deutschen Praxis insgesamt ist nicht enthalten; der Rezensent sieht die deutschen Bibliotheken vor dieser Folie in einer durchaus fortgeschrittenen Rolle. Dies zeigt besonders der Beitrag von Hermelbracht und Senst. Er stellt die erste deutsche Anwendung der Konjunkt-Analyse für Bibliotheksdienstleistungen dar; diese Marktforschungsmethode wird in den USA seit den 1980er-Jahren im Bibliothekskontext, wenn auch zunächst selten, eingesetzt. Ziel ist, den erwartbaren Erfolg neuer Produkte und Dienstleistungen mittels Fragebogentechnik zu eruieren. Es handelt sich um einen zwar knappen Bericht, der im Kontext dieses Sammelbandes dennoch einen hohen methodischen Standard und beachtliche innovative Kraft zeigt.

Nicht ganz einsichtig ist die Verteilung der Praxis-Beispiele auf zwei Kapitel, von denen das zweite unter der Überschrift „Excellence in Marketing“ steht; in diesem Kapitel werden solche Praxis-Beispiele vorgestellt, die 2002 bis 2004 mit dem von der Firma *3 M Library Systems* für die IFLA gestifteten Preis *IFLA / 3 M International Marketing Award* ausgezeichnet wurden; das waren Bibliotheken in Australien (Muhudien Mohammed), Großbritannien (Antony Brewerton, dieser Beitrag behandelt als einziger in dem Sammelband auch Marketing-Management, also die Frage, wie die Aufgabe Marketing in der Bibliothek personell und organisatorisch bewältigt wird), in USA (Andrea Lapsley) und in Spanien (Mireia Sala). Die preisgekrönten Beispiele sind allesamt Publicity- und Werbekampagnen, die teilweise dezidiert unter dem Leitstern standen, mehr Nutzer zu gewinnen und mehr Ausleihen zu erzielen. Sie sind allesamt windschnittig dargestellt: Ausgangslage,

Ziele, Maßnahmen, Evaluation, Schulterklopfen. Deutsche Bibliothekare können hier in der Sache eigentlich nichts Neues lernen, denn ähnliche Beispiele gibt es hierzulande in etlichen Städten und Hochschulen. Aber deutsche Bibliothekare können sich die ungebrochene Freude am gemeinsamen Erfolg statt Bedenkenträgerei und Eigenbrötelei, den nicht zu irritierenden Blick auf klare Ziele und die stromlinienförmige Bündelung von Maßnahmen auf dem dynamischen Weg zu diesen Zielen zum Vorbild nehmen. Das ist, über die beiden mehr lehrbuchartigen Beiträge hinaus, die wichtigste Botschaft des Buches.

Der Bericht über die dänischen Bibliotheken (Niels Ole Pors) macht deutlich, dass dort die Bibliotheksleiter traditionell in der Kommunalpolitik exzellent vernetzt sind, und dass darauf die herausragend gute Stellung der kommunalen Bibliotheken, deren Mitarbeiter höhere Gehälter als die Lehrer haben, im politischen Gefüge des kleinen Staates beruht. Freilich reflektiert der Beitrag nicht, dass dieser Ansatz nur in einer toleranten Konsensdemokratie funktioniert. Was käme bei diesem Ansatz heraus in den ostdeutschen Kleinstädten, in denen die NPD einen relevanten Anteil an den gewählten Mitgliedern der Gemeindevertretung stellt? Man hätte gerne erfahren, wie die Autoren diesen Ansatz auf dem Hintergrund des Aufstiegs der fremdenfeindlichen Rechten in Dänemark bewerten.

Aus dem Rahmen fällt der Beitrag von John Ganlay und Pam Rollo über Wissensmanagement bei Finanzdienstleistern. Hieraus kann man lernen, dass die Mitarbeiter, die mit Informationsdienstleistungen befasst sind, nicht nur viel von Informations- und Wissensmanagement verstehen müssen, sondern ebenso von den spezifischen Informationsbedarfen ihrer Klientel. Der im Vergleich zum akademischen Informationsbedarf oder zum Informationsbedarf in der Pharmaindustrie gänzlich anders strukturierte Bedarf der Mitarbeiter von Informationsdienstleistern wird gekennzeichnet (extrem kurze Halbwertszeit der Information, extrem große Bedeutung von implizitem Wissen u.a.m.). Blass bleiben die Ausführungen, welche Konsequenzen dies für das Wissensmanagement hat.

Deskriptiv interessant, analytisch kraftlos sind die Beiträge über die Rolle der bibliothekarischen Verbände. Die Aktivitäten der IFLA (Réjean Savard, Barbara Clubb), der ALA (Michael Dowling, John W. Berry) und des britischen Chartered Institute of Library & Information Professionals CILIP (Linda Smith) werden enthusiastisch aufgezählt: Beeindruckende Zahlen von Personen stellen enorme Zahlen von Aktivitäten auf die Beine und produzieren erstaunliche Zahlen an Veröffentlichungen. Irgendein politik- oder kommunikationswissenschaftlicher Ansatz, der geeignet wäre, Wirkungen von derlei Betriebsamkeiten zu messen und zu werten, ist nicht in Sicht.

Für die USA (Mark Winston), Großbritannien (Sheila Webber), Kanada (Diane Mittermeyer), Indien (G. Mahesh, D.K. Gupta) und Estland (Aira Lepik) stellen die Autoren dar, welche Rolle das Thema Marketing in einschlägigen Master-Studiengängen spielt; für Indien (Roshan Lal Raina) wird auch ein Beispiel von Fortbildungen zum Thema Marketing behandelt: In der knappen Mehrheit, aber keineswegs in allen bibliotheksbezogenen Studiengängen werden Marketing-Kurse angeboten; in Indien nur in wenigen. Die Untersuchungen sind methodisch allerdings so verschieden, dass die Ergebnisse kaum vergleichbar sind. Sie beruhen teilweise auf einer Auszählung der Wörter in Curricula, gehen teilweise tief in die Inhalte der Lehrver-

anstaltungen hinein.

Schließlich enthält der Sammelband einige Beiträge über Informationsquellen und Datenbanken (u.a. die Datenbank <<http://bidoc.ub.es/pub/matpromo/>>, die internationale Beispiele für Materialien zur Öffentlichkeitsarbeit von Bibliotheken enthält, ein IFLA-Projekt, an dem sich bis jetzt deutsche Bibliotheken nicht beteiligt haben) mit Relevanz für bibliothekarische Öffentlichkeitsarbeit und bibliothekarisches Marketing, darunter eine knappe Literaturrevue unter der albernen Fragestellung, welcher Autor wann ein weiteres P (als Handlungsfeld des Marketings, z. B. „Participants“ oder „Physical evidence“) den grundlegenden vier Ps (s.o.) hinzugefügt hat.

Insgesamt handelt es sich um einen gelungenen internationalen Überblick, der vor allem weltweite Bestandsaufnahme ist, der in Teilen eine für Lehre und Fortbildung in Deutschland vorzügliche Einführung bietet, der für die deutsche Szene punktuell innovative Ideen (bezogen auf das Jahr 2005) transportiert. Mehr noch als unter dem Gesichtspunkt Marketing ist der Sammelband unter dem Gesichtspunkt interessant: Wozu ist die IFLA gut? Nämlich für einen internationalen Austausch, auch wenn dabei Geben und Nehmen nicht symmetrisch verteilt sind. Unschön sind wiederholte Druck- und Satzfehler.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Konrad Umlauf
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft
Dorotheenstr. 26
D-10117 Berlin
E-Mail konrad.umlaufrz.hu-berlin.de

Orte des Wissens. Hrsg. von Martin Scheutz, Wolfgang Schmale, Dana Števanová. Bochum: Winkler, 2004. 575 S.: Ill., graph. Darst., Kt.; (Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich: Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts; 18/19). (Kt.) € 64.20 – ISBN 3-89911-034-X; (Gb.) € 82.20 – ISBN 3-89911-049-8; ISSN 1015-406X

Die Österreichische Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts (OGE 18) wurde 1982 gegründet. Sie ist die jüngere Schwester der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts (DGEJ), die seit 1975 besteht. Beide sind Mitglieder im Verband der Internationalen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts (ISECS) mit ihren über 30 nationalen Gesellschaften¹. Die OGE 18 konzentriert sich auf die Forschung zur Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts, die bekanntlich multinational und multikulturell war, und ist interdisziplinär ausgerichtet. Seit 1983 gibt sie das Jahrbuch „Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich“ heraus, von dem 2005 Band 20 erschienen ist und Band 21 vorbereitet wird.

Wenn hier der bereits seit 2004 vorliegende Doppelband 18/19 angezeigt wird, so ist diese verspätete Zurkenntnisnahme aus mehreren Gründen gerechtfertigt:

- zum einen rührt sein Thema „Orte des Wissens“ an das bibliothekarische Selbstverständnis,
- zum anderen wird ab diesem Band ein neues Konzept umgesetzt
- und schließlich soll auf dieses Jahrbuch insgesamt aufmerksam gemacht werden.

Das neue Konzept sieht für jeden Jahrgang, der in Ausnahmefällen wie diesem einen Doppelband umfassen kann, ein Schwerpunktthema vor. Ihm schließen sich Aufsätze und Miszellen an, die bei der Gesellschaft eingereicht und einem Auswahlverfahren unterzogen wurden. Als dritte Säule fungieren Literaturberichte, Sammel- und Einzelrezensionen, letztere – wie bei derartigen Publikationen öfter der Fall – leider mit beträchtlicher Verzögerung. Band 18/19 macht von der ebenfalls angekündigten Möglichkeit Gebrauch, neben einem umfangreicheren Schwerpunktthema ein umfangmäßig begrenztes zweites aufzunehmen. Beim Jahrgang 2004 entfallen etwa zwei Drittel auf das „Haupt-“ und ein Drittel auf das „Seitenthema“, um es musikalisch zu formulieren.

Hier hat das „Hauptthema“ dem Band seinen Buchtitel geliehen: „Orte des Wissens“. Ziel war es, „neue Ergebnisse zu unterschiedlichen Entwicklungen im Prozeß der Vermittlung und Lokalisierung von Wissen innerhalb der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert anzusprechen. [...] Welche Organisationsform und Wissensorte (etwa Klöster, Archive, Bibliotheken, Universitäten, Wirtshäuser [!] etc.) bildeten sich im 18. Jahrhundert verstärkt aus?“ Solche und noch weit mehr Fragen wurden gestellt, und die Antworten sollten aus verschiedenen Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft – von der Wissenschafts- bis zur Wirtschaftsgeschichte – präsentiert werden. Es versteht sich von selbst, dass auf 350 Seiten nicht die gesamte „Wissenslandschaft“ innerhalb der Habsburgermonarchie kartiert werden konnte. ABER: die jüngste Tagung der OGE 18, die im April 2007 gemeinsam mit der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien veranstaltet wurde, hat mit ihrem Thema „Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert“ die Problematik aufgegriffen und weiter geführt. Die Beiträge, die vorliegenden Band ergänzen werden, sollen in hoffentlich nicht zu ferner Zukunft im Druck erscheinen.

Doch nun zu Band 18/19! Gleich der erste Beitrag „Die Hofbibliothek zu Wien als Ort des Wissens“ weckt das bibliothekarisch-bibliothekshistorische Interesse. Stefan Benz (Universität Bayreuth) untersucht die Hofbibliothek auf ihre Relevanz als Ort des Wissens. Sein Resümee sei kurz wiedergegeben: die Hofbibliothek behielt im 18. Jahrhundert ihre Stellung als wichtigste Büchersammlung im Heiligen Römischen Reich, auch wenn die Universitätsbibliothek Göttingen besser geeignet war, akademischen Anforderungen zu genügen. Zwei weitere Beiträge sind gleichfalls der Bibliothekshistorie gewidmet. Jozef Tancer (Bratislava) rekonstruiert in seinem Aufsatz „Karl Gottlieb Windisch: Die Bibliothek eines Autodidakten“ die heute nicht mehr existierende Büchersammlung eines typischen Vertreters der Hungarus-Intelligenz des 18. Jahrhunderts, des Pressburger Gelehrten und Bürgermeisters Karl Gott-

¹ International Society for Eighteenth Century Studies, gegründet 1979.

lieb von Windisch (1725-1793), anhand von Reiseberichten und eines in Brünn aufbewahrten handschriftlichen Katalogs. Die Korrespondenz Windischs belegt sein weit gespanntes Netzwerk gelehrter Kontakte und bietet einen guten Überblick über den ungarischen und deutschen Buchmarkt. István György Tóth (Budapest) schließlich beschäftigt sich in „Zwischen Tradition und Aufklärung – adelige Bibliotheken im 18. Jahrhundert in Westungarn“ mit Bibliotheken im Komitat Eisenburg, wobei der Bücherbesitz von Kleinadeligen im Mittelpunkt steht. Der Autor weist einen lebhaften „Leihverkehr“ zwischen benachbarten adeligen Landsitzen nach.

Wenigstens drei „nichtbibliothekarische“ der insgesamt 15 Beiträge sollen noch exemplarisch vorgestellt werden. Martin Scheutz (Institut für Österreichische Geschichtsforschung Wien) beschäftigt sich unter der hübschen Überschrift „hab ich's auch im wüthshauß da und dort gehört [...]“ mit „Gaststätten als multifunktionale öffentliche Orte im 18. Jahrhundert“. Seine Untersuchung fördert eine schier unglaubliche Breite der Funktionen zutage, nicht zuletzt als Orte der Informationsbeschaffung und Kommunikation. Scheutz beklagt, dass die Geschichte der Wirtshäuser in ihrer zentralen Bedeutung für ländliche und städtische Gesellschaften nur unzureichend erforscht sei. Das ist richtig. Mit einem gewissen bibliothekarischen Stolz darf man aber darauf verweisen, dass schon Johannes Langfeldt in seinem umfänglichen Beitrag „Zur Geschichte des Büchereiwesens“ von 1973, der aber wesentlich früher entstanden ist, die Vorreiterrolle des Kaffeehauses als Ort der Information und Kommunikation gewürdigt hat². Stephan Steiner (Wien) liefert in „Im protestantischen Herrgottswinkel. Mutmaßungen über ländliche Aufklärung“ am Beispiel der Herrschaft Paternion im Kärntner Drautal ein aufschlussreiches Fallbeispiel zu der seit den 1980er Jahren florierenden Forschung auf dem Gebiet der Volksaufklärung. Die „lesenden Landleute“, für die einen Zeitgenossen Wunschvorstellung, für die anderen Albtraum, hier sind sie Realität. Und passend zu den Ausführungen von Scheutz spielt hier ein Wirtshaus als ein „Ort des Wissens“ und des Wissensaustausches eine zugegebenermaßen bizarre Rolle. „Mönche und Gelehrte im Kloster Melk um 1700. Ein Essay über Kontexte und Zielsetzungen von monastischer Wissensproduktion“ von Thomas Wallnig (Universität Wien) beleuchtet am Beispiel des niederösterreichischen Benediktinerklosters den Paradigmenwechsel von einer rein monastischen, metaphysisch begründeten Wissenschaftspflege hin zu einer säkularen Wissensproduktion als Teil der europäischen „res publica literaria“. Insbesondere war es die Geschichtswissenschaft, die hier durch die Brüder Bernhard und Hieronymus Pez Berühmtheit erlangte.

Wenn im Folgenden die Beiträge der letzten 190 Seiten nur mehr kursorisch gestreift werden, dann weil für diese Zeitschrift die „Orte des Wissens“ im Mittelpunkt stehen. Der zweite Schwerpunkt ist mit 60 Seiten wesentlich knapper vertreten. Er befasst sich mit „Forschungsperspektive: Zeitgeschichten – Kulturgeschichten: Städte des 18. Jahrhunderts“. Seine drei Beiträge behandeln spezielle Aspekte von Städten im südöstlichen Europa sowie von Venedig und Wien. In den diesen Jahrgang beschließenden Aufsätzen und Miscellen trifft man auf vier Texte, davon einer in Französisch und einer in Englisch; zwei sind musikhistorischen Themen gewidmet. Der Rezensionsteil referiert in einem Literaturbericht „Neue Forschungen zur Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert“ und zeigt

in einer Sammelrezension „Neuerscheinungen zur Geschichte des 18. Jahrhunderts“ an, beides aus der Feder des Mitherausgebers Wolfgang Schmale (Wien). Es folgen acht Einzelrezensionen.

Von einer Ausnahme abgesehen gibt es am Ende des Bandes von allen Beiträgen Abstracts in englischer Sprache, ferner ein Verzeichnis der Autoren. Zu fünf der Beiträge sind Abbildungen beigefügt.

Mit diesem Band 18/19 hatte das neu konzipierte Jahrbuch einen viel versprechenden Start. Das Versprechen von Interdisziplinarität und einer „kosmopolitischen“ Autorenschaft, wie es das Vorwort abgibt, ist eingelöst worden. Das weite Aspekte eröffnende, facettenreiche Thema „Orte des Wissens“ war in seiner hinreichenden Allgemeinheit dafür auch bestens geeignet. Die Messlatte für die folgenden, hier nicht mehr zu erörternden Bände „Festung und Innovation“ (2005) und „Aloys Blumauer und seine Epoche“ (laut Verlagsprospekt in Vorbereitung) ist jedenfalls hoch gelegt.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Peter Vodosek
Seestrasse 89
D-70174 Stuttgart
E-Mail: vodosek@hdm-stuttgart.de

Stadttore zur Medienwelt: Geschichte der Dresdner Bürgerbibliotheken. Hrsg.: Städtische Bibliotheken Dresden. Red.: Arend Flemming, Roman Rabe. Dresden: Verlag DZA, 2006. 310 S. Zahlr. Abb. u. Tab. € 24,90 – ISBN 3-936300-27-5

Dass die Vorläufer der heutigen kommunalen öffentlichen Bibliotheken im 19. Jahrhundert ihre Gründung überwiegend privatem bürgerlichen Engagement zu verdanken haben, ist keine neue Erkenntnis. Wenn der Begriff „Bürgerbibliotheken“, der von dem sächsischen Bibliothekspionier Karl Benjamin Preusker (1786-1871) geprägt worden ist, im Titel einer Neuerscheinung auftaucht, zeugt dies von einem Verständnis von Tradition, das in einer Zeit, in der Bibliotheken anscheinend nur noch Zukunft aber keine Vergangenheit mehr kennen, beinahe schon wieder als fortschrittlich gelten kann.

Die Entstehungsgeschichte der Dresdner „Bürgerbibliotheken“ kann in der Tat als ein Paradebeispiel für bürgerliches Engagement herangezogen werden. Die Städtischen Bibliotheken Dresden sind aus einer Vielzahl solcher Initiativen hervorgegangen, die etwa ab 1874 einsetzten und 1910 mit der Kommunalisierung einen ersten Abschluss fanden. Rekapitulieren wir in einem Schnelldurchgang die wichtigsten Stationen!

1874 wurde der „Gemeinnützige Verein zur Förderung der sittlichen, geistigen und ökonomischen Interessen der Bevölkerung Dresdens“ gegründet – welcher Name und welche programmatische Rangfolge der Ziele! Der Verein

² In: Handbuch des Büchereiwesens. Hrsg. von Johannes Langfeldt. Halbbd. 1. Wiesbaden 1973, S. 137-141.

eröffnete 1875 die erste Dresdner Volksbibliothek.

1885 nahm die Bibliothek der Gehe-Stiftung ihren Betrieb auf, die dem Testament eines Großkaufmanns zu verdanken war. Sie sollte *Herren, welche sich in den Fächern, deren Kenntniß zu gedeihlichem öffentlichen Wirken vonnöthen ist, das hierzu nötige Material bieten*. Von Damen war nicht die Rede und sie hatten auch keinen Zutritt. „Bürger(innen)bibliothek“?

1897 brachte der „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs“ die „Dresdner Lesegesellschaft Museum“ auf den Weg. Bedeuteten schon damals Bibliotheken einen Standortvorteil für die Wirtschaft einer Stadt?

Als 1903 dank der Großzügigkeit des Odol-Erfinders Karl August Lingner die erste nach den Vorstellungen der Bücherhallenbewegung konzipierte „Dresdner Lesehalle“ öffnete, zählte der Direktor der Königlichen öffentlichen Bibliothek, der heutigen Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek, Franz Schnorr von Carolsfeld, zu ihren wärmsten Befürwortern. Bemerkenswerterweise bestand sie aus zwei Abteilungen: der vornehm möblierten Lesehalle für „Begüterte“, die eine nicht unbeachtliche Gebühr zu entrichten hatten, und eine nicht ganz so exquisit ausgestattete Volkslesehalle für „Minder- und Unbemittelte“, deren Nutzung kostenlos war.

Mit der Stiftung der „Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen“ durch das Industriellenehepaar Ida und Erwin Bienert 1904/06 wurde ein weiterer Meilenstein gesetzt. Hier erhielt der Newcomer Walter Hofmann (1879-1952) die Chance, sein Schule bildendes Konzept der volkstümlichen Bücherei, das später ungeahnte Turbulenzen hervorrufen sollte, zu entwickeln und zu testen.

1910 schließlich wurden die Pläne zur Umgestaltung der bestehenden Dresdner Volksbibliotheken realisiert, und die Stadt übernahm ihre Verwaltung. Noch ein Datum verdient, erwähnt zu werden: 1923 konnte die Zentralbibliothek, die Städtische Bücherei und Lesehalle, wie sie jetzt hieß, im neu erbauten Stadthaus ebenso großzügige wie architektonisch herausragende Räumlichkeiten beziehen. Der Architekt Ludwig Wirth fand eine Formensprache, die Elemente des Expressionismus und des Art Déco verband.

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient die jüngere Geschichte der Städtischen Bibliotheken. Im Bibliothekssystem der DDR spielten sie trotz unleugbarer Probleme auf den vordersten Plätzen mit. Nach der Wiedervereinigung fanden sie überraschend schnell den Anschluss an die Oberklasse der Öffentlichen Bibliotheken in Deutschland. Die 1997 bezogenen Räume der Haupt- und Musikbibliothek im World Trade Center und die Auszeichnung als „Bibliothek des Jahres“ 2004 legen davon Zeugnis ab.

Im 800-Jahr-Jubiläum der sächsischen Metropole und 100 Jahre nach der Eröffnung der „Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen“ gab es also einen mehr als gerechtfertigten Anlass zu feiern. Gefeierte wurde das ganz Jahr 2006 hindurch: beginnend am 20. Februar mit der Premiere des Dokumentarfilms „Ich glaube, er war ein bisschen rebellisch“ – Auf den Spuren des Dresdner Bibliothekars Walter Hofmann“, gegen Jahresende mit der Präsentation des vorliegenden Buches.

Wer sich im Detail mit den hier nur skizzenhaft angedeuteten Themen befassen will und das weit über das Historische hinaus, wird gut daran tun, nach dieser Publikation zu greifen. Er wird eine Veröffentlichung vorfinden, die geradezu modellhaft entworfen, geschrieben und bebildert

ist – ein Band, den man allein schon aus ästhetischen Gründen, wegen seines ansprechenden Layouts, gerne in die Hand nimmt. Das Bildmaterial bietet nicht nur ungewöhnlich zahlreiche historische Aufnahmen (ein Lob denjenigen, die sie aufgespürt haben!), sondern auch solche aus der gegenwärtigen Arbeit, von Buchumschlägen, Werbematerialien und vielem anderen mehr. Der Band enthält zehn größere Beiträge von insgesamt neun Autorinnen und Autoren, alle Mitarbeiter oder ehemalige Mitarbeiter der Städtischen Bibliotheken.

Am Anfang stehen zwei umfangreiche historische Kapitel, die den Löwenanteil des Buches beanspruchen: ein „Streifzug durch eine wechselvolle Geschichte“ und „Ein umstrittenes Volksbibliotheksmodell, die Freie öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen“. Es folgen Darstellungen der „Sonderbibliotheken“, das sind die Haupt- und Musikbibliothek, die Bibliothek für Jugendliche „medien@age“, die Fahrbibliothek und die Soziale Bibliotheksarbeit. Dort wo es angebracht ist, finden sich weitere historische Ausführungen, in die sich der Leser zusätzlich vertiefen kann. Zwei Beispiele sollen wegen ihrer Bedeutung näher betrachtet werden. Zum einen geht es um die Musikbibliothek, für deren Errichtung sich der „Vater der musikalischen Volksbibliotheken“, der Musikwissenschaftler und Musikkritiker Paul Marsop, schon 1912 stark gemacht hatte, und die dann freilich erst Jahre später, 1925, zur Verfügung stand. Nach zehn Jahren, 1935, schrieben die „Dresdner Neuesten Nachrichten“ höchst poetisch über sie: *Es sind Ströme reinsten Glückes, die von dem Haus in der Theaterstraße ausgehen und sich in die Stuben der Musikstadt Dresden ergießen*. Nicht weniger interessant ist die Geschichte der Fahrbibliothek, die 1929 die erste war, bei welcher der Innenraum des Fahrzeugs als Ausleihe benutzt werden konnte, der also ein anderes, komfortableres Arbeiten ermöglichte als die etwas früheren Vorgängerinnen in Worms und im Saargebiet (1927), die eher Büchertransportfahrzeuge zu festen Ausleihpunkten waren.

Den Beschluss des Textteiles machen Beiträge zur Auswahl des Medienbestandes und zur Entwicklung des Berufs vom Bibliothekstechniker in der DDR bis zur Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste von heute. Die letzten 100 Seiten umfassen das, was man heute Paratexte nennt: eine Zeittafel, Kurzbiographien und Fotos der Direktoren und Bibliotheksleiter sowie der Autoren der Beiträge, Standorttafeln, Organigramme der Aufbauorganisation und zwar auch rekonstruiert für 1938, 1955-63, 1977-89 sowie aktuell 1991-2001 und seit 2002. Freunde von Zahlen werden sich über insgesamt sieben verschiedene, die Entwicklung spiegelnde Statistiken von der Anzahl der Bibliotheken bis zu den Budgets freuen. Quellen- (und zugleich Literatur)verzeichnis, Abbildungsnachweis und ein integriertes Personen-, Orts- und Sachregister fehlen selbstverständlich nicht.

In den letzten Jahren sind erfreulich viele Selbstdarstellungen bzw. Monographien zur Geschichte und zum Stand einzelner kommunaler öffentlicher Bibliotheken erschienen. Die Dresdner Publikation hat sich einen Platz in der Spitzengruppe verdient.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Peter Vodosek
Seestrass 89
D-70174 Stuttgart
E-Mail: vodosek@hdm-stuttgart.de

Konrad Umlauf: Medienkunde. Unter Mitarb. von Susanne Hein und Daniella Sarnowski. 2. aktual. u. neu gefasste Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz 2006. 350 S. (Bibliotheksarbeit; 8). € 34.00

„Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.“ Mit dieser provozierenden Feststellung beginnt Niklas Luhmann seinen zuerst 1995 erschienenen Band „Die Realität der Massenmedien“. Unter Massenmedien versteht er „alle Einrichtungen der Gesellschaft, die sich zur Verbreitung von Kommunikation technischer Mittel der Vielfältigkeit bedienen“. Konkret nennt er Printmedien wie Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, aber auch Medien, die über photographische oder elektronische Kopierverfahren jeder Art hergestellt werden, sofern sie Produkte in großer Zahl mit noch unbestimmten Adressaten erzeugen.

Seit Luhmanns Auseinandersetzung mit dem System der Massenmedien in den frühen 1990er Jahren haben insbesondere digitale Medien einen kometenhaften Aufstieg erlebt. Insofern ist gut nachvollziehbar, dass Konrad Umlauf in seiner Medienkunde digitalen Medien größte Aufmerksamkeit widmet. Der Ende 2006 in zweiter aktualisierter und konzeptionell erweiterter Auflage erschienene Band berücksichtigt darüber hinaus aber auch alle anderen Nonprint-Medien, sofern sie in Bibliotheken und vergleichbaren Informationseinrichtungen eine Rolle spielen. Den klassischen Druckmedien hat der Verfasser eine eigene Monographie gewidmet („Moderne Buchkunde“), die 2005 ebenfalls bereits in zweiter Auflage veröffentlicht worden ist.

Der hier zu besprechenden „Medienkunde“ hat der Verfasser drei allgemeine Kapitel vorangeschickt. Darin werden definitorische Grundlagen, Entwicklungstrends und technische Rahmenbedingungen erläutert. Sechs weitere Kapitel behandeln jeweils verschiedene Typen von Nonprint-Medien, die teils nach dem Inhalt (Tonträger, Filmmedien, Bildmedien, Computer- und Videospiele), teils nach Speichertechnik und -material (Elektronische Publikationen, Mikroformen) unterschieden werden.

Das einleitende Kapitel ist „Nonprint-Medien“ überschrieben und im Inhaltsverzeichnis nicht weiter untergliedert. Zu Recht beklagt Umlauf, dass die grundlegenden Begriffe (Printmedien, Nonprint-Medien usw.) in der Literatur unscharf und uneinheitlich verwendet werden. Die Begriffserklärungen, die in diesem Kapitel vorgenommen werden, erweisen sich vor diesem Hintergrund als notwendig und hilfreich. Ein wesentliches Merkmal der Nonprint-Medien ist die Gerätegebundenheit bei der Nutzung. Mikrofilme, Vinylschallplatten, Videokassetten oder HTML-Dateien verwenden zwar unterschiedliche Techniken der Informationsspeicherung, gemeinsam ist ihnen jedoch, dass die Nutzung nur unter Einsatz technischer Hilfsmittel erfolgen kann. Die meisten Versuche, eine Typologie der diversen Medienarten zu entwerfen, haben sich bislang als unbefriedigend erwiesen. Wichtige Kriterien in diesem Zusammenhang beziehen sich auf den Träger (körperlich – unkörperlich bzw. offline – online) und den Inhalt (Text, Bild, Ton). Zur weiteren Bestimmung der Besonderheiten von Nonprint-Medien werden Merkmale wie Zielgruppe, Speicherverfahren oder Datenformat, publizierende Instanz, Inhalt oder Struktur unterschieden. Dabei richtet sich der Blick auch auf die Marketing-Optionen und die spezifischen Funktionen (Unterhaltung, Information und

Orientierung). Hinsichtlich der koordinierten Überlieferung von Nonprint-Medien kommt der Verfasser zu einem höchst unbefriedigenden Befund: „Vollkommen zerklüftet ist die Sammlung von Nonprint-Medien. Sie werden teils in Bibliotheken, teils in Stadt-, Staats-, Rundfunkarchiven, aber auch in eigenständigen Mediatheken, Fototheken, Medienzentren, Filmarchiven, Bildstellen und Museen jedoch ohne planvolle Arbeitsteilung gesammelt und nach uneinheitlichen Standards erschlossen.“ (S. 24)

Das zweite Kapitel zu „Entwicklungstrends“ hätte sich in unwesentlich erweiterter Form auch als resümierendes Schlusskapitel des gesamten Bandes platzieren lassen. Beleuchtet werden bereits erkennbare oder mit hoher Wahrscheinlichkeit vorhersagbare Tendenzen von Nonprint-Medien auf der Ebene der geistigen Schöpfung, der technischen Produktion, der Distribution und des Konsums. Im dritten Kapitel („Hardware“) geht es um technische Zusammenhänge. Erläutert werden die Unterschiede zwischen analoger und digitaler Speicherung und die Spezifika mechanischer, magnetischer und optischer Speichermedien, ehe konkrete Medientypen von der Langspielplatte über das VHS-Video bis zur DVD zur Sprache kommen.

Die drei einleitenden Kapitel eignen sich besonders für die lineare Lektüre. Sie bieten kompakte Einführungen und verschaffen einen systematischen Überblick. Die verbleibenden sechs Kapitel können natürlich in gleicher Weise gewinnbringend gelesen werden; aber sie können aufgrund ihres inhaltlichen Zuschnitts auch jeweils für sich rezipiert werden. Wer sich nur mit Tonträgern befassen will, dem wird das entsprechende vierte Kapitel genügen. Wem es hingegen nur um Hörbücher geht, dem wird möglicherweise Kapitel 4.2 „Hörbücher und Bildungsprogramme“ ausreichend mit Informationen versorgen. Für die Kapitel 5 (Filmmedien), 6 (Elektronische Publikationen), 7 (Computer- und Videospiele), 8 (Mikroformen) und 9 (Bildmedien) gilt dies in gleicher Weise. Die genannten Abschnitte folgen einer weitgehend identischen Struktur. Neben medientypischen Besonderheiten (z. B. Geschäftsmodelle und Open Access etwa bei elektronischen Publikationen) stehen Produktion und typische Inhalte, Distribution und Rezeption sowie die Praxis der Mediensammlungen im Vordergrund. Den Abschluss der einzelnen Kapitel bilden bibliografische Hinweise. Bei der Lektüre überrascht immer wieder die Vielfalt der hochinteressanten Informationen, mit denen der Verfasser nicht selten auch in tabellarischer Form aufzuwarten weiß. Da geht es im Kapitel über Tonträger mal um Anteile von Musikformaten am Hörfunk, die Altersstruktur von Tonträgerkäufern oder die prozentuale Nutzung diverser Medien im Altersverlauf. Das Kapitel über Filmmedien bereichert eine Tabelle mit Erläuterungen zu 30 Filmgenres und -gattungen. Die einzelnen Gattungen (z. B. Horrorfilm) werden definiert und zusätzlich werden prominente Beispiele genannt (z. B. „Psycho“, „Friedhof der Kuscheltiere“). Im 7. Kapitel wird auch für Computer- und Videospiele eine vergleichbare Übersicht angeboten. Hier reicht das Spektrum von Actionspielen über Kampfsport- bis zu Rollenspielen. Aufschlussreich sind hier die Übersichten über die Altersstruktur der Kunden und Nutzer sowie über die geschlechtsspezifischen Präferenzen. Schade ist nur, dass die Vielzahl von Tabellen und Übersichten nicht in einem eigenen Verzeichnis erschlossen ist.

In den jeweiligen Abschnitten, die sich mit der Praxis der Mediensammlungen beschäftigen, werden Bibliotheken

und Medienarchive genannt und kurz porträtiert, die über nennenswerte Bestände der behandelten Medientypen verfügen. Aspekte der Erschließung, Langzeitarchivierung und Benutzung runden diese Ausführungen ab.

Der Band richtet sich an Praktiker in Bibliotheken und Medienarchiven, die ihre Kenntnisse aktualisieren und systematisieren wollen. Darüber hinaus kann das Werk aber auch als Nachschlagewerk benutzt werden. Eine detaillierte Gliederung und ein ausführliches Register erlauben bequem den punktuellen Zugriff auf gewünschte Informationen etwa zum Thema Musikvideos, Silberhalogenfilm oder Vinylschallplatte. So erfüllt der Band einen doppelten Anspruch als Handbuch und als Lehrbuch. Studierenden wie erfahrenen Berufspraktikern wird er als willkommenes und hilfreiches Kompendium dienen.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Hermann Rösch
 Fachhochschule Köln
 Institut für Informationswissenschaft
 Claudiusstr. 1
 D-50678 Köln
 Tel.: 0221 – 8275-3378
 Fax: 0221 – 3318583
 E-Mail: Hermann.Roesch@fh-koeln.de

Vierzig Jahre Ausstellungen und Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt 1964-2004. Bearb. von Helga König. Wiesbaden: Harrassowitz, 2004. 142 S., 28 Farbabb. (Schriften der Universitätsbibliothek Eichstätt; 61) – ISBN 3-447-05121-3

Die zu rezensierende Publikation tritt mit dem Anspruch an, über 134 Ausstellungen, sechs Gastvorträge und 111 Veröffentlichungen zu berichten, welche zwischen 1964 und 2004 von der Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt, der ihr angeschlossenen Staatsbibliothek und der Bischöflichen Seminarbibliothek veranstaltet resp. herausgegeben wurden. Die in vier Jahrzehnten entwickelten Aktivitäten beruhen, wie auch das Vorwort (S. VII-VIII) überzeugend betont, auf dem richtig verstandenen Bildungsauftrag der Bibliotheken, welche durch diese Medienarten – Ausstellungen, Vorträge, Publikationen – zugleich völlig legitim auch Öffentlichkeitsarbeit für die Leistungsfähigkeit der Institute betreiben. Es ist zudem bekannt, dass sowohl hinsichtlich der Ausstellungspräsentationen als auch der Publikationstätigkeit bereits wesentliche wissenschaftliche Impulse gerade von Bibliotheken ausgingen, so dass Erfahrungsberichte über dieses Engagement stets willkommen sind¹.

Der hier vorgelegte Eichstätter Bericht beschränkt sich hingegen völlig auf einen tabellarischen Überblick über die Aktivitäten. Nach dem erwähnten, zweiseitigen Vorwort beginnt unvermittelt eine Folge von weiter nicht gestalteten Computertabellen, welche chronologisch die Ausstellungsthemen und die Bearbeiter auflisten sowie hinzufügen, ob zur Präsentation ein Vortrag angeboten wurde, eine Publikation oder ein Plakat erschien (S. 1-68). Die Gastvorträge werden auf zwei Seiten aufgeführt (S. 69-70).

Ferner folgt eine Auflistung der Publikationen in Form von nicht weiter aufbereiteten bibliothekarischen Katalogisaten (S. 85-123). Jeweils ein „Titelregister“ und ein „Namensregister“ (S. 125-142) erschließen die Übersichten. Hervorhebenswert ist allein der farbige Abdruck der Ausstellungsplakate und der Buchumschläge.

Es fehlt somit jeder Versuch einer Synthese, zumal sich dem Außenstehenden aus den bloßen Aufreihungen nicht erschließt, ob das jeweilige Engagement einer langfristigen überlegten Planung oder einer kurzfristigen Fremdbestimmung entsprang. Fragen der Konzeption der Ausstellungstätigkeit überhaupt oder im Hinblick auf eine konkrete Veranstaltung bleiben unbeantwortet, ebenso vermisst man Details über Umfang, Zusammensetzung der Objekte oder gar Besucher- und Presseresonanz. Offensichtlich erwartet man von der Leserschaft dieses „Berichts“, dass sie sich selbst Tabellen über die bevorzugten und vernachlässigten Themenkomplexe erstellt. Dies alles hätte man von einer fundierten Berichterstattung erwartet, zumal einzelne Ausstellungsbezeichnungen nur sehr vage den dargestellten Inhalt erahnen lassen (z. B. Nr. 53 „Frauen und Kunst im Mittelalter“ oder Nr. 79 „Natur im Druck“). Vielleicht wäre auch die Beigabe von Fotos, die einen Einblick in die Ausstellungsgestaltung (und deren Wandel innerhalb von vierzig Jahren) erlauben, instruktiv gewesen. So muss man leider zusammenfassen, dass mit diesem „Bericht“ zwar einem bürokratischen Bedürfnis Rechnung getragen wurde, dass aber wohl jegliche Inspiration und Kreativität fehlte, von der eine Öffentlichkeitsarbeit und ein wissenschaftliches Engagement doch leben.

Vielleicht bewirkt das Eichstätter Negativbeispiel, dass andere Bibliotheken ihre ebenfalls jahrzehntelangen Bemühungen um das Ausstellungswesen nunmehr adäquat vorführen und ihre Präsentationen in einer Dokumentation wieder aufleben lassen. Möglicherweise ließe sich aus solchen Detailerkennnissen auch eine überregionale Studie zur medialen Arbeit der Bibliotheken generieren. Es wäre sehr lohnend, wenn diese wichtige Bibliotheksaufgabe – und die damit verbundenen didaktischen, bildungspolitischen, kulturellen und wissenschaftlichen Inhalte – ein angemessenes und ansprechendes Forum erhalten würde.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Hanns Peter Neuheuser M. A.
 Landschaftsverband Rheinland
 Abtei Brauweiler
 D-50259 Pulheim

¹ Vgl. zuletzt auch die Analyse von Wolfgang Schmitz: Die Bibliothek als Publikationsort. In: Vom Wandel der Wissensorganisation im Informationszeitalter. Festschrift für Walther Umstätter. Hrsg. von Petra Hauke, Konrad Umlauf. Bad Honnef 2006, S. 249-272.